~~1016 1031.~~
~~b. b. 46.~~
Paed. Pr.
615 – 14

<36610889760015

<36610889760015

Bayer. Staatsbibliothek

Fortsetzung der Campischen Reisebeschreibungen für die Jugend

Zweiter Theil

Reise des Grafen von Benjowsky

aus

dem Englischen

von

neuem frei übersetzt und abgekürzt

Bayerische Staatsbibliothek München

Braunschweig
in der Schulbuchhandlung. 1795.

An dem Tage, als Kusnetschow zu Schiffe ging, erzählte Baturin dem Grafen, daß Ismailow, Boskarew und Zablikow eine Menge Fragen, die neue Pflanzung betreffend, an ihn gethan hätten; und daß er gehört, wie Ismailow Boskarewn zugeflüstert habe: „Wir werden aus ihm nichts herausbringen, denn er ist Samuelowitschens (d. i. „Benjowskys) Freund; laßt uns zu den „andern gehn." Hieraus schloß er, daß diese drei Leute von dem Vorhaben der Verbündeten Wind bekommen hätten. Der Graf erinnerte sich bei dieser Erzählung, daß Stefanow mit diesen Leuten in Verbindung gewesen; konnte er ihnen nicht etwas entdeckt haben? Der Graf ging daher sogleich zu ihm, aber er war nicht

im Stande auf die geringste Frage zu antworten. Es blieb also nichts übrig, als sich an Panown zu wenden. Dieser bekam den Auftrag, einen von den dreien holen zu lassen und ihm auf die Zähne zu fühlen, damit der Graf beizeiten seine Maaßregeln nehmen könnte.

Als Krustiew von dieser Sache hörte, bezeigte er sich sehr unruhig, welches an ihm befremdete, denn er war ein Mann von Muth und großer Festigkeit. Er besann sich ein wenig und sagte darauf zu dem Grafen, er glaube dieser Sache auf den Grund kommen zu können; höchstwahrscheinlich sey die Regierung hinter die Absicht der Verbündeten gekommen, denn Ismailow sey mit dem Kanzler verwandt und besitze sein Vertrauen. Auch fürchte er, es seyen Weiber im Spiel, denn er wisse zuverläßig, daß Kusnetschow willens sey, des Serjanten Kusmins Schwester mitzunehmen, und vermuthlich habe er dieser das Geheimniß offenbart. Auf der andern Seite sey er überzeugt, daß Ismailow gleichfalls mit dieser Person Umgang halte; daraus schließe er, daß dieser auf solche Weise dem Vorhaben der Verbündeten auf die Spur gekommen sey und nun gesucht habe, mehr davon zu erfahren.

Krustiew versprach sein möglichstes zu thun, um mittels dieser Frauensperson hinter die Wahrheit zu kommen, und rieth dem Grafen, daß er unterdessen zu dem Kanzler gehn und auf dessen Benehmen Acht geben möchte; auf die Art würde er leicht gewahr werden, ob dessen Neffe schon mit ihm von der Entdeckung gesprochen habe.

Beides ward sogleich ins Werk gerichtet. Der Kanzler empfing den Grafen höflicher aber nicht so herzlich als sonst. Er bestellte Thee. Unterdessen daß dieser bereitet ward, fiel das Gespräch zuerst auf die Regierung. Der Kanzler rechnete alle die Unterstützungen her, welche die Häupter derselben dem Grafen zur Ausführung seiner Entwürfe angedeihen lassen, und sagte zweimal, er hoffe, des Grafen Eifer und Betragen würde ihre gute Meinung von ihm und was sie für ihn gethan, rechtfertigen. Der Graf erwiederte, er sey innig gerührt von allen Merkmalen der Güte, die er empfangen, und würde keine günstige Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu zeigen, aus der Acht lassen. Nach einer kurzen Pause fragte ihn der Kanzler, in welcher Verbindung er mit Kusnetschown stünde. Er antwortete: Kusnetschow habe

ihm bei seiner Ankunft in Kamschatka, wo er in der äußersten Dürftigkeit sich befunden, wesentliche Dienste geleistet; daher habe er es jetzt, da er in guten Umständen sey, für Pflicht gehalten, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Der Kanzler versetzte: er hoffe, der Graf habe seine wahren Beweggründe angegeben, indeß könne er ihm nicht bergen, daß über seine Vertraulichkeit mit diesem Manne in der Stadt mancherlei Gerede wäre, besonders seit der Zeit, da Kusnetschow, die Muskete in der Hand, den Verbanneten in ihrem über Stefanow entstandenen Streit mit den Soldaten und Kosakken, öffentlich Beistand geleistet habe.

Der Graf merkte nun wol, was die Glocke geschlagen hatte, und beschloß daher, mit Einem Schlage rein Haus zu machen. Er antwortete also: er sähe deutlich, woher dis Vorurtheil wider Kusnetschown entstünde; er und des Kanzlers Neffe hielten beide Umgang mit derselben Frauensperson, mit der Schwester des Serjanten Kusmin: und Eifersucht habe den Neffen bewogen, Kusnetschown bei seinem Oheim anzuschwärzen. Was ihn, den Grafen, beträfe, so freue er sich dieser Gelegenheit, wo er gegen den Kanzler, seinen Wohlthäter, frei vom Her-

zen

zen weg reden könne. Es möge wol für Kusnetschown nicht unanständig seyn, mit einer gemeinen Frauensperson Umgang zu halten, aber für den Neffen eines Kanzlers schicke es sich doch gar nicht. Was aber ihn, den Grafen, hiebei am meisten kränke, sey, daß der Neffe das Mädchen heirathen wolle, wie die Rede gehe; daher habe er Kusnetschown bewogen, sie zu bereden, daß sie mit ihm eine Reise nach Ochozk machen möge, wo sie sich wollten trauen lassen. Der Graf schloß mit der Bemerkung, er würde diesen Beweis seiner persönlichen Anhänglichkeit an den Kanzler nicht haben kund werden lassen, wenn er nicht Grund gehabt hätte zu fürchten, Schweigen in diesem Augenblick möchte dessen Freundschaft gegen ihn vermindern.

Der Kanzler hörte sehr aufmerksam zu, schwieg einen Augenblick, umarmte dann den Grafen und sagte, wenn er nicht gekommen wäre, so hätte er, der Kanzler, vielleicht einen gefährlichen Schritt gethan. Darauf erzählte er ihm, daß sein Neffe ihm seit einigen Tagen beständig wiederholt habe, er sey versichert, Kusnetschow und der Graf wollten Kamtschatka verlassen und einige Weiber mitnehmen; mit dem Zusatz, er sey zwar von der Verschwörung

 über-

überzeugt, wolle ihr aber durch neue Erkundigungen noch auf den Grund zu kommen suchen. Der Kanzler fuhr fort: auf die wiederholten Aeußerungen seines Neffen habe er beschlossen gehabt, Stefanown holen zu lassen und zu verhören, nun aber hielte er des Grafen Besuch für einen glücklichen Umstand, da er ihm die Beschämung erspart habe, Verdacht auf ihn blicken zu lassen. Des Grafen Erzählung habe ihm die Augen geöffnet und ihm gezeigt, wie nothwendig es sey, über die Aufführung seines Neffen zu wachen.

Als die Sache in so gutem Gange war, bat der Graf den Kanzler, sich beim Hauptmann Tschurin zu erkundigen, ob es nicht wahr sey, daß Kusnetschow mit ihm nach Ochozk segeln welle, und ob dieser nicht auch die Ueberfahrt für ein Frauenzimmer bedungen habe. Der Kanzler ließ sogleich Tschurinen holen, und als dieser bestätigte, was der Graf gesagt hatte, versprach er letzterm völlige Genugthuung von Seiten seines Neffen.

Der Graf freute sich nicht wenig, daß er sich aus einem so verzweifelten Handel herausgewickelt hatte, und eilte nach Hause, wo er aber Kru-

stiewn in der äußersten Unruhe fand. Dieser ward böse, als er den Grafen lachen sah, und sagte ihm, er halte es für ausgemacht, daß der Kanzler von dem Vorhaben der Verbündeten unterrichtet sey und jetzt damit umgehe, es der Regierung anzuzeigen; denn Kusmins Schwester habe ihm erzählt, daß Ismailow unter ihrem Fenster ihr Gespräch mit Kusnetschown behorcht habe, worin dieser ihr versprochen, sie zu heirathen, wenn sie mit ihm nach Europa gehen wolle; die Reise würde zwar lang seyn, aber seine Liebe und Treue sollten ihr zum Ersatz dienen. Darauf habe sie ihn gefragt, wie er es möglich machen wolle nach Europa zu segeln; und Kusnetschow habe geantwortet, man brauche an dem guten Erfolg von keiner Unternehmung zu verzweifeln, an deren Spitze ein Mann wie der Graf stehe. Weiter habe Kusnetschow nichts gesagt; als er aber weg gewesen, sey Ismailow herein getreten, habe sie geschimpft und sey gleich darauf weggegangen mit der Drohung, Kusnetschow solle in die Bergwerke. Diesem habe sie nichts von der Sache sagen mögen, um keine Händel zu veranlassen.

Auf diese Nachricht bat der Graf seinen Freund, sogleich zu dem Mädchen zu gehn, und

ihr die Anweisung zu geben, wenn sie zu dem Kanzler geholt würde, zu sagen, daß sie auf Kusnetschows Antrag ihm versprochen habe, ihn nach Ochozk zu begleiten, wo sie sich trauen lassen wollten; ferner, ihr im Namen des Grafen tausend Rubel Brautschatz zu versprechen, wenn sie abreisen und Ismailows Besuche vermeiden wollte. Krustiew erstaunte über diese Sendung und fragte, ob der Graf ihn für verrückt hielte. Nun erzählte ihm dieser seine Unterredung mit dem Kanzler, wodurch er Licht in der Sache bekam und nun eilte den Auftrag auszurichten. Der Graf ließ unterdessen Kusnetschown holen und unterrichtete ihn gleichfalls, was er dem Kanzler zu sagen habe, falls dieser ihn fodern ließe.

Nachdem diese Maaßregeln genommen waren, fand der Graf sein Gemüth ruhiger und ging spät in der Nacht zu Bette, denn so lange seine Besorgniße gedauert hatten, war es ihm unmöglich gewesen, der Ruhe zu genießen.

Des folgenden Tages, den 8ten April, erfuhr er, daß der Kanzler Kusnetschown und Kusmins Schwester jeden besonders verhört, und mit Tages-anbruch seinen Neffen

nach

nach Werchnei=ostrog geschickt habe, mit dem Befehl, ohne seine Erlaubniß nicht nach Bolscharez zurück zu kommen. Gegen Abend kam der Kanzler selbst zu ihm, machte tausend Entschuldigungen wegen seines Verdachts, und wollte ihm den Brautschatz des Mädchens gut thun, welches aber der Graf nicht annahm.

Den 9ten zeigte Kusnetschow seine Abreise an und versicherte zugleich dem Grafen, daß er sich gänzlich auf Tschurinen verlassen könne. Dies war für diesen einiger Trost; denn obgleich der Kanzler dem Anschein nach versöhnt war, so konnte er doch nicht länger auf ihn bauen; er kannte seine mistrauische Gemüthsart, die ihm nicht gestatten würde, den Handel mit seinem Neffen ganz zu vergessen; und da bei der geringsten Gelegenheit sein Argwohn wieder aufleben konnte, so hielt es der Graf für rathsam seine Leute beständig beisammen zu halten. Um sich auch gegen Ueberrumpelung jeder Art zu verwahren, bat er Fräulein von Nilow auf alles, was in ihres Vaters Hause vorginge, besonders wann der Kanzler da wäre, genau acht zu geben.

An demselben Tage ließ er die Verbündeten zusammen kommen, gab ihnen Nachricht von allem

allem, was zwischen ihm und dem Kanzler vorgefallen war, und erklärte, daß, obgleich alle Maaßregeln sehr gut genommen wären, er doch von ihrer Fruchtlosigkeit überzeugt sey, da er alle Ursache habe zu vermuthen, daß der Bund vor Abfahrt des Schiffs würde entdeckt werden. Dieser niederschlagenden Aussicht zufolge wolle er der Gesellschaft einen andern Plan vorschlagen. Diese versicherte ihm einstimmig, jeden Schritt genehm zu halten, den er rathsam finden würde; er brauche nur seine Befehle zu geben, sie sollten auf der Stelle vollzogen werden. Auf diese vertrauenvolle Versicherung stellte der Graf ihnen vor, daß es unmöglich seyn würde, der Gewalt der Regierung zu widerstehen, wenn sie nahe bei der Stadt blieben, er schlage daher vor, daß sich die Gesellschaft bei dem ersten Zeichen einer Entdeckung nach der Küste begebe, wo sie die Verschanzung des Leuchtethurms benutzen könne; denn die vier daselbst befindlichen großen Kanonen würden hinlänglich seyn, einen Angriff abzuhalten. Mittlerweile wolle der Graf Tschurinen, auf den er sich verlassen könne, an die Hand geben, das Schiff durch das Eis aus der Bucht hinaus zu boogsiren, und er zweifle nicht, daß sich dies in acht Tagen bewerkstelligen lasse.

Die

Die Gesellschaft erklärte diesen Schritt für heilsam und nothwendig. Der Graf setzte also für Kusnetschown eine Anweisung auf, die er ihm durch Sibaewn zustellen ließ; zugleich gab er Panown an die Hand unter einige von den Verbündeten Geld zu vertheilen, wofür in allen Läden und wo möglich in dem großen Vorrathshause Schießpulver gekauft werden sollte; denn er hatte vernommen, daß das Geschütz des Leuchtethurms zwar hinlänglich mit Kugeln und Kartätschen versehen sey, aber kaum zu sechs Schüßen Pulver habe. Den Rest des Tages brachte der Graf mit Krustiewn in Berathschlagung über die Mittel zu, die bei gegenwärtigen dringenden Umständen erfoderlich wären.

Den zehnten brachte Baturin die Nachricht, daß Boskarew und Zablikow einen Brief an Stefanown geschrieben hätten, der ihm durch eine Kamtschatkaerin eingehändigt werden sollte. Der Graf schickte sogleich zu Panown, der es übernahm seinen Vetter zu bewachen, auch sogleich zu ihm ging und mit dem Briefe zurück kam. Dieser sey erst den Augenblick vorher durch die Frau übergeben worden, und nach Lesung desselben habe Stefanow gesagt: „Ich bin der Elende, der alles Unheil,

„was

„was entstehen kann, angerichtet hat.“ Darauf habe er Panown gebeten den Brief zu dem Grafen zu bringen und ihn zu vermögen, daß er zu Bewahrung des Geheimnisses die beiden Männer tödten ließe, denn er habe ihnen den größten Theil desselben offenbahrt.

Der Brief lautete so: „Die Behandlung, „welche Sie von Ihrem unwürdigen Oberhaupte „erfahren haben, erweckt unser Mitleid. Wir „haben gehört, daß Sie nicht wirklich krank, „sondern gefangen sind, und wir ergreifen da„her diese Gelegenheit Ihnen zu versichern, daß „wir bereit sind, Sie zu befreien, und daß wir „gern unser Leben daran wagen wollen. Unser „Eid hat uns abgehalten, Ihr verabscheuungs„würdiges Oberhaupt zu verrathen; auch woll„ten wir ungern Ursache an dem Verderben so „vieler wackern Männer seyn, als sich in den „Bund eingelassen haben. Wenn Ihr Leben in „Sicherheit ist, so lassen Sie uns wissen, zu „welcher Stunde der Nacht wir unentdeckt in „Ihr Gefängniß kommen können; wenn Sie es „aber für uns rathsamer finden, daß wir Sie „von dem Tirannen befreien, so machen Sie „uns nur Ihren Wunsch kund, und sein Tod ist „gewiß. Erinnern Sie sich unserer gegenseiti-

„gen

„gen Versprechungen und sein Sie unserer Treue versichert.“

Unterzeichnet: Boskarew u. Zablikow.

Der Graf las diesen Brief einigen Verbündeten zu ihrer nicht geringen Bestürzung vor. Verschiedene wollten hin, die beiden Helden aufzusuchen, Streit mit ihnen anzufangen und sie in die andere Welt zu schicken. Panow unterstützte diesen Vorschlag. Der Graf erklärte aber, er für sein Theil könne nicht anders als höchst ungern in den Tod von zwei so entschlossenen jungen Leuten willigen, besonders da er Ursache habe, zu vermuthen, daß der Bund ihre Dienste nutzen könne. Er schlug also vor, Panow möge seinen Vetter bereden, eine Antwort, die er, der Graf, aufsetzen wolle, an die beiden Leute zu schicken; er sey versichert, man könne sie gewinnen, wenn Stefanow dazu behülflich seyn wolle. Für diesen sagte Panow gut, und nun entwarf der Graf folgende Antwort:

„Sie werden sich von der Wirklichkeit mei„nes Uebelbefindens überzeugen, wann Sie mei„ne Handschrift sehen. Ich habe seit dem Tage, „da ich Sie zuletzt sah, das Bette gehütet. Ich

danke

„danke Ihnen, Freunde, für den Beistand, den „Sie mir anbieten, ob er gleich unnöthig ist; „denn ich kann Ihnen versichern, daß mein „ganzer Trost jetzt darin besteht, daß ich mein „ungebührliches Betragen gegen mein Oberhaupt „erkenne. Sie hassen diesen Mann, weil ich „Ihnen denselben als hassenswürdig beschrieben „habe; aber ich bitte Sie ernstlich und bei un- „serm Eide, durch Unternehmungen wider die- „ses edle und ehrwürdige Oberhaupt meine Ge- „wissensbisse nicht zu vergrößern. Ich hielt ihn „für meinen Feind, und handelte dieser Vor- „aussetzung gemäß; ich stand ihm sogar nach „dem Leben. Ohne Zweifel haben Sie vermu- „thet, daß er sich rächen würde; aber er hat „sich vielmehr zu meinem Beschützer erklärt, und „hat mein Leben mit Gefahr seines eigenen er- „halten. Ihm verdanke ich meine Sicherheit, „und ich bitte Sie, meinen Beschützer als Ih- „ren Freund zu verehren. Ich habe diesen Brief „geschrieben, um den Folgen Ihres Ungestüms „vorzubauen; eilen Sie also zu mir, daß ich „Ihnen meine Lage zeige. Sie haben völlige „Freiheit zu kommen, und ich schmeichle mir, „daß ich Ihnen bei unserer Zusammenkunft „einen wesentlichen Dienst dadurch leisten werde,

daß

„daß ich Sie mit einem Manne, an den Sie „sich anschließen können, bekannt mache.“

Diese Antwort fand Beifall, und Panow brachte sie zu seinem Vetter, der sie abschrieb, und sie mit der Botin, die den Brief gebracht hatte, zurückschickte. Um elf Uhr des Abends bat Panow den Grafen zu seinem Vetter, der ihm Boskarewn, Zablikown nebst sechs andern Bundesgenossen vorzustellen wünschte. Als der Graf hineintrat, bat ihn Stefanow an sein Bett zu kommen, und küßte ihm die Hand. Darauf erzählte er alle seine Fehltritte, rechnete die Merkmale von Güte und Vertrauen her, die er empfangen, und schloß mit einer Bitte um Verzeihung. Dann stellte er, ohne dem Grafen Zeit zur Antwort zu lassen, ihm die beiden Männer nebst ihren Gefährten vor, mit der Versicherung, daß sie wünschten in den Bund zu treten, und daß er für ihre Treue und Anhänglichkeit stehen könne. Hierauf fragte der Graf die Herren, ob sie fest entschlossen wären in die Gesellschaft zu treten ohne die Absichten und Maaßregeln derselben zu kennen. Sie antworteten, daß sie um alles wüßten, und eben darum beschlossen hätten, den Grafen für ihr Oberhaupt zu erkennen. Nach dieser kurzen

Verständigung bestellte sie der Graf auf den andern Tag um drei Uhr, daß sie aufgenommen würden. Sie wollten aber nicht eher weggehen, bis sie Mitglieder der Gesellschaft geworden wären.

Den elften ging der Graf zu dem Statthalter. Diesen fand er in Gedanken. Auf Erkundigung, was seine Aufmerksamkeit beschäftige, sagte der Statthalter, daß er glaube, der Kanzler sey von Sinnen, weil er ihm von einer ganz schimärischen Unternehmung vorgeschwazt habe; denn, fuhr er fort, der Narr hat Sie in Verdacht, daß Sie davon gehen wollen, und hat mir den Kopf so warm gemacht, daß ich ihn im Unwillen fortgeschickt habe; er hat sich sogar erdreistet, meine Tochter als Ihre Mitverschworne anzugeben. Der Graf antwortete lachend, daß ihm die Schwachheit des Kanzlers recht gut bekannt sey, der, übrigens ein guter Mann, sich von seinem Neffen Ismailow leiten lasse, welcher auf sein, des Grafen, Glück eifersüchtig sey und mit Kusnetschown, einem von des Grafen Freunden, in Feindschaft lebe; dieser Ismailow habe ein Mährchen ersonnen, welches dem Kanzler den Kopf verrückt habe. Darauf erzählte der Graf ohne Bedenken

denken alles, was vorgefallen war, welches den Statthalter wieder heiter machte. Er ließ den Kanzler holen, der sich wunderte, den Grafen da zu finden. Der Statthalter fing die Unterredung damit an, daß er dem Kanzler sagte, er habe den Grafen von seinem Argwohn benachrichtigt, und dieser habe ihm alles erzählt, was zwischen ihnen beiden vorgefallen sey. Der Kanzler schien darauf wenig zu achten, sondern sagte dem Grafen gerade ins Gesicht, er sey strafbar, und er bereue die Nachsicht, die er bisher gegen ihn bewiesen; da er aber das Glück habe ihn an einem sichern Orte zu treffen, so wolle er seine Beweise darlegen, und diese würden ohne Zweifel dem Statthalter hinlänglich scheinen, um ihn ins Gefängniß zu schicken. Darauf zog er einen Brief von seinem Neffen aus der Tasche, worin dieser seine erste Anklage bestätigte und sich auf Boskarewn und Zablikown berief. Als er den Brief vorgelesen hatte, fragte er den Statthalter, ob er Grund gehabt habe den Grafen anzuklagen oder nicht? Der Statthalter schien verlegen; der Graf hingegen schlug vor, man möge die beiden Zeugen holen lassen, und versprach, sich selbst für strafbar zu erkennen, wenn sie das geringste auf ihn bringen könnten. Es sey ja bekannt genug, daß Stefanow

sein unversönlicher Feind, und daß Boskarew und Zablikow Stefanows vertraute Freunde wären, von denen folglich keine für ihn, den Grafen, parteiische Aussage zu fürchten sey. Außerdem bitte er den Statthalter zu erlauben, daß er sich während des Verhörs in dessen Kammer begebe.

Diesem Vorschlage trat der Statthalter bei, und der Kanzler gerieth in Wuth, daß man ihm so Trotz bieten dürfte. Es ward sogleich ein Bote nach Stefanow geschickt, um die beiden Leute zu holen. Unterdessen zog der Graf den Kanzler mit seiner Entdeckung auf. Der Statthalter aber betheuerte, wenn der Lärm, den der Kanzler gemacht hätte, grundlos befunden würde, so wolle er mit ihm brechen.

Die beiden Zeugen wurden gemeldet und der Graf begab sich weg. Der Kanzler zeigte ihnen den Brief und sie sagten, daß sie die Hand recht gut kennten, ob ihnen gleich die Sache, die den Inhalt desselben ausmache, unbekannt sey; mit Einem Worte, sie wüßten nichts von einer Verschwörung. Zwar seyen sie Stefanows vertraute Freunde, und dieser habe sich gegen sie über den Grafen beklagt, worauf sie sich für

dessen

dessen Feinde erklärt und Händel an ihm gesucht hätten; aber ihr Widerwille sey persönlich und könne sie nicht bewegen von der Wahrheit abzugehn. Sie setzten noch hinzu, daß sie sich sehr wohl erinnerten, daß Ismailow ihnen vor einigen Tagen ein von ihm erfundenes Mährchen erzählt und sie so weit verleitet habe, daß sie an dem Grafen Händel gesucht und ihm zu schaden getrachtet hätten. Aber seitdem sie die Falschheit von Ismailows Erzählung gefunden, hätten sie jenes Vorhaben aufgegeben, und es thue ihnen leid, daß sie sich haben so verführen und hineinziehn lassen; auch solle ihnen Ismailow über kurz oder lang wegen seines Betragens Rede stehn.

Nach dieser Erklärung wurden Boskarew und Zablikow von dem Statthalter höflich und mit der Erinnerung entlassen, daß sie in ihren Gesinnungen der Achtung und Freundschaft gegen den Grafen beharren möchten. Nun holte der Statthalter diesen aus seiner Kammer, daß er Zeuge von der Beschämung des Kanzlers seyn sollte, der kaum die Augen gegen ihn aufzuschlagen wagte. Indeß that der Graf alles mögliche um sein Vertrauen wieder zu gewinnen, und durch vieles Bitten brachte er ihn endlich zum

Sprechen. Er suchte sein Versehen dadurch zu decken, daß er die Schuld auf seinen boshaften Neffen schob, auf den er gewaltig fluchte. Bei dem Statthalter entschuldigte er sich so gut er konnte; dieser gab ihm aber zu verstehen, daß er solche Anmaßungen nicht liebe. So fiel das ganze Geschäft der Aussöhnung auf den Grafen, der indessen mit Hülfe von einigen Gläsern Brantwein glücklich damit zu Stande kam.

Nach Endigung dieses Handels ging der Graf zu Frau von Nilow und ihrer Tochter, die ihn mit offenen Armen empfing. Seine Erzählung dessen, was vorgefallen war, setzte sie auf einen Augenblick in Bestürzung und Angst, aber der glückliche Beschluß stellte sie wieder völlig zufrieden; besonders Afanasien, die am unruhigsten gewesen war. Der Graf seinerseits freute sich des glücklichen Zufalls, der ihm und dem Bunde zwei so gefährliche Männer zugeführt, deren genaue Bekanntschaft mit allen Absichten der Verbündeten diese ganz in ihre Hände gegeben hatte.

Des Nachmittags wurden Boskarew und Zablikow förmlich aufgenommen. Darauf erzählte der Graf die Gefahr, worin er gewesen,

und

und dankte den Neu-verbündeten öffentlich für die wichtigen Dienste, so sie der Gesellschaft geleistet hatten.

Am Abend kam der Kanzler um seine Aussöhnung mit dem Grafen zu vollenden. Dieser stellte ihm das ungereimte seines Betragens sehr lebhaft vor, und versicherte, er habe das ihm zugefügte Unrecht tief empfunden und nur deswegen sich so viele Mühe gegeben den Kanzler mit dem Statthalter auszusöhnen, damit Einigkeit unter den Häuptern der Regierung seyn möge. Der Kanzler hätte seinem Neffen nicht wieder trauen müssen, nachdem er einmal von dessen Falschheit überführt worden. Der Graf wolle auch diese zweite Beschimpfung noch hingehn lassen, aber zum dritten male dürfe ihm der Kanzler nicht kommen ohne sich seiner Rache zu gewärtigen. Der Kanzler betheuerte, er wolle sich in Zukunft aufrichtig gegen den Grafen betragen, und so schieden sie als Freunde.

Den zwölften schrieb Kusnetschow dem Grafen, daß Tschurin sich alle Mühe gebe, sein Schiff in Stand zu setzen, daß es aber in diesem Monate nicht möglich wäre durchs Eis zu kommen. Für die Einnehmung der Schreck-

schanze (Redoute) wolle er stehen. Das Feuer derselben würde das Schiff beschützen, indeß dieses wieder die Zugänge zu der Schreckschanze rein halten würde. Tschurin wolle das Schicksal der Verbündeten auf jede Gefahr theilen, da er sein Mädchen bei sich habe. Der Graf möge doch dafür sorgen, daß auch er, Kusnetschow, seine Freundin bekäme. Kusnetschows Freundschaft und Anhänglichkeit berechtigten ihn zu jeder Erwiederung von Seiten des Grafen, daher trug dieser Sibaewn auf, das Mädchen in einem Boote nach Tschekawka zu schicken.

Nach dem Essen ward der Graf von einem heftigen Leibschneiden befallen, worauf ein Fieber folgte, das ihn nöthigte das Bett zu suchen. In der Nacht ward es schlimmer, und er mußte die Führung der Bundesgeschäfte Krustiewn und Panown übertragen.

Afanasia, die des Grafen Krankheit durch Krustiewn erfuhr, eilte zu ihm und wich, so lange er schlecht war, nicht von seinem Bette, litt auch nicht, daß sonst jemand ihn verpflegte. Das Fieber dauerte bis zum 16ten ohne regelmäßige Abwechslung. Den 17ten ließ Meder den Grafen zur Ader, den 18ten gab er ihm ein

ein Brechmittel, den 19ten blieb das Fieber aus, und den 20sten konnte der Graf das Bett verlassen. Afanasia ließ sogleich ihre Mutter des Grafen Genesung wissen, und diese kam mit ihren andern Kindern um dem Grafen Glück zu wünschen. Jetzt erst erfuhr der Graf, was Afanasia für ihn gethan hatte; sein Dank rührte sie innigst. Die Mutter ging weg, und in Gegenwart der Tochter stattete Krustiew von der Lage der Sachen dem Grafen Bericht ab. Alles war in Ordnung und Ruhe geblieben.

Den 21sten beredete der Graf Afanasien nach Hause zu gehen. Er stellte ihr vor, daß ihre Gegenwart da zur Sicherheit der Gesellschaft nöthig sey; diese könne nämlich überfallen werden, wenn sie nicht wisse, was in des Statthalters Hause vorgehe, und dies könne niemand besser erfahren als Afanasia. Sie gab diesen Gründen nach und verließ den Grafen mit Thränen.

Als sie weg war, theilte Krustiew dem Grafen seinen Verdacht mit, daß der Kanzler nebst dem Hetmann auf den Untergang der Gesellschaft sinne; denn er habe vernommen, der Hetmann sey vor zwei Tagen nach Werchnei-

ostrog gegangen, höchst wahrscheinlich um über Lewontiews Tod Erkundigung anzustellen, denn Ismailow habe an Boskarew und Zablikow, die er noch für seine Freunde halte, geschrieben, man habe einen Mord entdeckt, der auf des Grafen Befehl begangen worden. Diesen Brief zeigte Krustiew vor, und der Graf sah nun, daß die Gesellschaft sich auf einen offenbaren Angriff bereit halten müsse. Lewontiews Tod konnte ihm zwar nicht gerade hin zugeschrieben werden, aber er hatte die Aussage des Tajons zu fürchten, der ihm Lewontiews Brief an den Statthalter gegeben. Dazu das Ansehen des Kanzlers und Hetmanns genommen, so schien der Sturz des Grafen unvermeidlich. Je mehr er darüber nachdachte, je bedenklicher fand er die Lage der Sache.

Da er noch zu schwach war, um lange außer dem Bette seyn zu können, so trug er Krustiewn auf, Iwaskins beide Gefährten, von deren Anhänglichkeit er vollkommen überzeugt war, in den Bund aufzunehmen. Dies geschah noch denselben Tag, und die beiden Leute waren über dieses Merkmal von Vertrauen zu ihnen so erfreut, daß sie dem Grafen auf den Knien für ihre Aufnahme dankten, wodurch sie im Stand ge-

gesetzt würden, entweder sich an der ungerechten Regierung, die sie unterdrücke, zu rächen, oder in dieser Unternehmung umzukommen.

Den 22sten ließ der Graf die ganze Gesellschaft zusammen kommen und Waffen und so viel Kriegsvorrath als nöthig war, unter sie austheilen, damit sie nicht unversorgt wären, falls ihre Wohnungen berennt würden. Und weil ein Ueberfall in der Nacht zu besorgen war, bestellte er stehende und gehende Wachen. Die Waffen wurden zur Nachtzeit ausgetheilt, damit es desto geheimer bliebe.

Den 23sten kam Afanasia verstohlnerweise zu dem Grafen und erzählte, ihre Mutter sey in Thränen, und ihr Vater habe mit ihr auf eine Art gesprochen, die befürchten lasse, daß er die Verbündung argwöhne. Sie beschwor den Grafen auf seiner Hut zu seyn, und nicht in die Burg zu kommen, wenn man nach ihm schicke. Sie äußerte die Besorgniß, daß es ihr wol nicht möglich seyn werde, wieder zu kommen, in diesem Fall aber wolle sie ihr Mädchen schicken. Sollte der Graf gezwungen werden wider die Regierung Gewalt zu brauchen, so möge er doch ja das Leben ihres Vaters und sein eignes scho-

schonen. Der Graf umarmte das reizende junge Frauenzimmer zärtlich, dankte ihr für die Theilnehmung an seiner Erhaltung, und bat sie, da es wichtig schiene, daß ihre Abwesenheit nicht bemerkt würde, nach Hause zu gehen und den Ausgang der Vorsehung zu überlassen. Auf ihren Vater möge sie genau acht geben, und dem Grafen ein rothes Band schicken, falls die Regierung beschließen sollte, ihn in Verhaft zu nehmen oder anzugreifen. Auch mögte sie sobald sie Lerm höre, ihr Fenster nach dem Garten öffnen und über den Graben an dieser Seite einen Schlitten legen lassen. Sie versprach es mit Thränen.

Sobald Afanasia weg war, ließ der Graf eine Stange aufrichten, ein Licht daran in die Höhe zu ziehn. Dies Licht sollte nämlich das Zeichen des Zusammenkommens für die Verbündeten seyn.

Den 24sten ließ der Graf, um sich vor jeden Ueberfall desto besser zu sichern, eine Brücke über einen hohlen Weg, der zwischen den Wohnungen der Verbündeten und der Stadt war, abbrechen und bloß ein Brett überlegen, worüber nur Eine Person zur Zeit gehen konnte.

Um drei Uhr Nachmittags brachte Kruschiew die Nachricht, der Hetmann sey zurückgekommen und habe den bewußten Tajon mitgebracht; auch sey Ismailow bei seinem Oheim. Nun wußte man was für Maaßregeln man zu nehmen habe. Um indessen der Sache tiefer auf den Grund zu kommen, wurden zehn Verbündete von Boskarews Partei auf Kundschaft ausgeschickt. Diese kamen erst spät am Abend wieder und brachten die Nachricht mit, daß der Hetmann eine lange Berathschlagung mit dem Kanzler gehalten und daß darauf beide in Ismailows und eines Tajons Gesellschaft sich zum Statthalter verfügt hätten. Hierauf wurde die Wache und Runde verdoppelt und die ganze Gesellschaft blieb unter den Waffen.

Den 25sten früh brachte Afanasiens Mädchen dem Grafen ein rothes Band, wobei sie ihm mündlich sagte, er möge ja nicht in die Burg kommen; Fräulein von Nilow sowol als ihre Mutter seyen in Thränen, der Statthalter habe beide mit der äußersten Strenge behandelt und seine Gemahlin sogar geschlagen.

Um zehn Uhr schickte der Statthalter einen Serjanten und ließ den Grafen zum Frühstück ein-

einladen. Dieser entschuldigte sich damit, daß er noch nicht völlig wieder hergestellt sey, er hoffe aber, morgen kommen zu können. Der Serjant rieth ihm, mit gutem zu gehn, sonst würde er mit Gewalt fortgeschleppt werden. Der Graf antwortete, er möge sich um seine eigene Sachen bekümmern und die Antwort überbringen, auch in der Absicht, warum er hier sey, nicht wieder kommen, ohne sich zum Tode bereitet zu haben.

Gegen Mittag kam der Hetmann. Der Graf empfing ihn sehr höflich. Er sagte diesem, daß der Statthalter ihn bitten ließe, in die Burg zu kommen, der Kanzler habe wieder eine von seinen lächerlichen Grillen geäußert, die der Graf leicht werde widerlegen können, daher brauche er sich nicht zu weigern nach der Burg zu gehn. Der Graf erwiederte, seine Unpäßlichkeit erlaube ihm noch nicht, dem Statthalter aufzuwarten, und heute würde er gewiß nicht hingehn. Nun ward der Hetmann böse und drohte, ihn durch seine Kosacken hinbringen zu lassen. Der Graf lachte dieser Drohungen, welches den Hetmann noch mehr aufbrachte. Er rief seine Kosacken herein. Der Graf pfiff, und den Augenblick stürzten fünf von seinen Gefährten herein, und entwafneten den Hetmann und zwei Kosacken,

die

die der Graf alle drei für seine Gefangene erklärte.

Hierauf bat der Hetmann um Erlaubniß an den Statthalter zu schreiben. Der Graf versprach den Brief wegzuschicken, wenn er ihn vorher gelesen hätte. In diesem Briefe meldete der Hetmann dem Statthalter, daß er ein Gefangener sey, und schlug ihm vor, sich mit dem Grafen in Unterhandlung einzulassen. Diesem Briefe legte der Graf einen bei, worin er dem Statthalter erklärte, daß die überlegte Verrätherei des Kanzlers, wovon er hinlänglich unterrichtet sey, ihn bewogen habe diesen Schritt zu thun; er bitte dies nicht als einen Versuch zum Aufstand anzusehn, es hinge ja von Sr. Excellenz Belieben ab, ihn nach Lopatka abreisen zu lassen.

Um fünf Uhr Nachmittags ließ der Statthalter dem Grafen sagen, wenn er den Hetmann nicht in Freiheit setze, so solle er für seinen Trotz mit dem Leben bezahlen; er solle den andern Tag in voller Versammlung verhört werden, fände man ihn unschuldig, so wolle er ihm Genugthuung vom Kanzler schaffen; wisse er sich aber schuldig, so möge er kommen und bei der Gnade des Throns Verzeihung suchen.

Der Graf antwortete schriftlich: Ginge die Sache ihn allein an, so würde er sich keinen Augenblick bedenken vor ihm zu erscheinen; aber als Haupt einer Partei und als solches von ihm selbst anerkannt, könne er nichts ohne seine Gefährten vornehmen, und da es spät sey, wolle er die erst morgen zu Rathe ziehn; von ihrer Entscheidung würde denn sein persönliches Benehmen sowol als die Freilassung des Hetmanns abhängen.

Um neun Uhr des Abends schickte der Graf sechs Verbündete aus, den Kanzler zu greifen; aber dieser hütete sich wohl, einen Fuß aus der Burg zu setzen. Statt dessen brachten sie aber seinen Neffen Ismailow, seinen Sekretär Tschudeikin und den Tajon ein, der als Zeuge gegen den Grafen auftreten sollte.

Den 26sten erhielt der Graf zwei rothe Bänder von Afanasien und erfuhr zugleich von einem der Verbündeten, daß der Statthalter eine Versamlung berufen habe, wo aber keiner angeben können, was aus Ismailown und dem Tajon geworden. Da nun keine Zeugen erschienen wären, so habe der Statthalter dem Kanzler Vorwürfe gemacht, habe ihm mit seinem Zorn ge-

gedroht, habe ihn einen Verräther genannt, der Vergnügen daran fände, Unruhen zu erregen. Endlich habe sich Jeder überzeugt, die Anklage des Kanzlers sey falsch, und Ismailow und der Tajon deswegen verschwunden, weil sie sich nicht getraut die Untersuchung zu bestehn. Darauf habe der Statthalter, ergrimmt über das Ausbleiben der Zeugen, die Versammlung aufgehoben und sich nach der Burg begeben.

Um elf Uhr kam eine Botschaft an den Grafen, der Statthalter sey von seiner Unschuld überzeugt und willige ein, daß die Gesellschaft den Hetmann als Geißel behalte; aber der Form wegen wolle er vier Soldaten schicken, denen der Graf sich ergeben möge. Der Graf erwiederte, er wolle sich ganz auf das Ehrenwort des Statthalters verlassen; dieser möge seine Wache nur schicken; mittlerweile wolle er alles mögliche thun, um seine Gefährten zu bewegen, daß sie in seine Wegführung willigten, welches sie gewiß thun würden, da sie den Hetmann als Geißel behielten.

Kaum hatte der Graf diesen Boten abgefertigt, als ein anderer mit einem Briefe von Afanasien kam, die ihn sehr bat, hinzugehn,

weil ihr Vater mehr als jemals für ihn eingenommen sey. Da der Graf sich auf die Redlichkeit und Zuneigung dieses jungen Frauenzimmers verlassen konnte, so hätte er gewiß den Rath dieses Briefes befolgt, wenn er nicht in demselben viele Schnippelchen rothes Band gefunden hätte, die ihm zeigten, was er zu thun habe. Er gab daher Befehl an Baturin, Wynbladth und Panow sich an die Spitze ihrer Abtheilungen zu stellen und sich auf die Nacht bereit zu halten, denn der Graf erwartete einen Angriff, weil er gehört hatte, daß die Soldaten von der Besatzung sowohl als die Kasacken in der Stadt ihre Gewehre in Stand setzten. — Die Anzahl der Verbündeten belief sich auf sieben und funfzig, Krustiew aber meldete dem Grafen, daß er Kusnetschown mit seinen Leuten bestellt habe und sie mit Einbruch der Nacht erwarte. — Um nicht überfallen zu werden, stellte der Graf drei Abtheilungen um sein Haus, indeß die vierte darin blieb.

Um fünf Uhr des Abends sah der Graf einen Korporal mit vier Grenadiren kommen und vor seiner Thür stehen bleiben, von wannen er dem Grafen zurief, er solle auf Befehl der Kaiserinn aufmachen. Der Graf antwortete ihm scherzend,

er lüge, die Kaiserinn sey zu Petersburg, und würde einen solchen Schlingel nicht mit ihren Befehlen beehren; wenn er sich aber höflich aufführen wolle, so könnten sie vielleicht ihre Sache auf eine friedliche Art mit einander abmachen. Darauf antwortete er, der Statthalter habe ihm gesagt, man sey überein gekommen, daß der Graf ihm folgen solle, daher sey er bereit in alles zu willigen, was dieser verlange. Darauf nöthigte ihn der Graf herein zukommen und ein Gläschen mit ihm zu trinken, dann solle er einige Papiere mitnehmen, die der Statthalter haben müsse. Dies nahm er an. Er ward also hereingelassen und die Thür hinter ihm zugemacht. Sogleich wurden ihm vier Pistolen auf die Brust gehalten und ihm augenblicklich der Tod gedrohet, wenn er einen Laut von sich gäbe. Hierauf führte ihn der Graf in seine Kammer und fragte ihn nach allem, was er wissen wollte. Als seine Aussage zu Ende war, hieß ihn der Graf die Soldaten einen nach dem andern bei ihren Namen hereinrufen, um ein Gläschen zu trinken; welches er ausrichten mußte. So bemächtigte sich der Graf dieser Leute, ließ sie binden und im Keller sicher verwahren.

Um neun Uhr des Abends erfuhr er, daß man ein Kommando auf den Hohlweg zukommen

sähe. Er ging ihnen also mit Wynbladths Abtheilung entgegen und rief ihnen zu, nicht herüberzukommen. Sie antworteten mit einigen Musketenschüssen. Darauf ließ der Graf auf die vordersten feuern, und als drei davon gefallen waren, rührten sich die übrigen nicht weiter, sondern legten sich mit dem Gesichte platt auf die Erde. Indessen ward der Graf gewahr, daß der Befehlshaber jemand nach der Burg schickte, vermuthlich um Hülfe zu verlangen. Daher schickte er einen Kundschafter aus; aber es regte sich nichts bis elf Uhr, wo man ihm die Nachricht brachte, daß ein Haufe von hinten anrücke, und daß dieser, nach dem Geräusche zu urtheilen, Kanonen bei sich habe. Der Graf hieß Wynbladthen die Leute am Hohlwege beobachten, und er selbst ging mit der Abtheilung des Mittelpunkts dem Feinde entgegen. Auch Stefanow, der kaum gehen konnte, kam bewaffnet herbei und versicherte dem Grafen, daß er mit ihm siegen oder sterben wolle. Dieser Entschluß erwarb ihm die Achtung des Grafen. Der arme Mann konnte kaum stehen, und that doch alles mögliche, um den Verbündeten Muth einzuflößen.

Als sie dem Feinde sich bis auf funfzig Schritte genähert hatten, rief der Befehlshaber ihnen

zu

zu sich zu ergeben, sonst würde er ohne Schonung verfahren. Der Graf antwortete, man müsse doch erst die Bedingungen wissen. Worauf jener versetzte: was für Bedingungen er vorschlagen wolle? Während dieser Unterredung waren sie sich bis auf funfzehn Schritte nahe gekommen, und nun fingen die Verbündeten an zu feuern. Die Feinde erschracken über die erste Losbrennung so, daß sie ihre Kanonen im Stiche ließen und nach dem Gehölze flohen. Das war ein großes Versehen von dem Befehlshaber; denn hätte er sich nach der Burg zurückgezogen, so hätten die Verbündeten diese nie einnehmen können. Sein Fehler gab dem Grafen Hoffnung. In einer kleinen Viertelstunde hatte er seine Leute beisammen. Er bediente sich des feindlichen Geschützes um auf das Kommando hinter dem Hohlwege zu feuern, zwar nur in die Luft, aber doch wagten die Feinde nicht aufzustehen, so daß der Graf ungehindert auf die Burg losgehen konnte.

Als die Schildwache Leute mit Kanonen kommen sah, glaubte sie, es wäre das Kommando, und fragte, ob sie die Gefangnen mitbrächten. Dies ward bejahet. Nun eilte der Mensch was er konnte, die Zuckbrücke niederzu-

lassen; die Verbündeten gingen muthig darüber und stießen die zwölf Mann, die sie auf der Wache fanden, sogleich nieder. Einige gingen hin, in den Wallkellern aufzuräumen, indeß der Graf die Brücke aufziehen ließ und eine Wache dabei stellte. Als er hierauf im Hofe feuern hörte und sah, daß seine Gefährten den Thorbrecher befestigten, um die innern Thore zu sprengen, wagte er es durch ein offenstehendes Fenster hineinzusteigen. Als Frau von Nilow und ihre Kinder ihn erblickten, flehten sie ihn an um die Rettung ihres Mannes und Vaters. Der Graf eilte sogleich in dessen Zimmer, und bat ihn, zur Erhaltung seines Lebens in seiner Kinder Stube zu gehn. Aber er antwortete, daß er erst den Grafen aus der Welt schaffen wolle, und mit diesen Worten feuerte er ein Pistol auf ihn ab, wodurch der Graf verwundet ward. Indessen wollte dieser ihn gern retten, und wiederholte daher seine Vorstellung, das aller Widerstand vergeblich wäre, er möge doch nur weggehen. Frau und Kinder warfen sich ihm zu Füßen. Umsonst! Er flog auf den Grafen zu, faßte ihn bei der Gurgel, und ließ ihm keine andere Wahl, als entweder sein eigen Leben preis zu geben, oder ihm seinen Degen in den Leib zu rennen. In diesem Augenblicke ging der

Thor=

Thorbrecher los und sprengte das äußere Thor. Das zweite war offen, und der Graf sah Panown an der Spitze eines Haufens hereintreten. Dieser bat den Statthalter den Grafen loszulassen, da er aber nichts bei ihm ausrichten konnte, spaltete er ihm die Hirnschale und setzte so den Grafen in Freiheit.

Den 27sten April. Es ist unmöglich, diesen traurigen Auftritt zu beschreiben. Frau von Nilow fiel dem Grafen zu Füßen, ihre Töchter sanken ohnmächtig hin. Dies erschütterte das Gemüth des Grafen so, daß er auch schon im Begriff war niederzusinken, als Panow, der seine jammervolle Lage sah, zutrat, ihn nöthigte das Zimmer zu verlassen und ihm versicherte, er wolle für Frau von Nilow und ihre Familie Sorge tragen; der Graf möge zu einer Partei der Verbündeten eilen, die noch mit den Soldaten fochten. Als der Graf in den Hof trat, sah er ein neues Schauspiel: der Hof war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Einige der letztern sagten ihm, daß ihre Gefährten hin wären, einen Keller zu sprengen, wohin sich einige Soldaten geflüchtet hatten. Der Graf eilte diesen Unglücklichen das Leben zu retten. Unterwegs stieß er auf Wynbladth

und Krustiew nebst vier andern Verbündeten und verdoppelte nun seine Schritte nach der Bastei, unter welcher der Keller war, als sie plötzlich einen Muskentenschuß fallen und Feinde! schreien hörten. Auf diesen Schuß folgten regelmäßige Losbrennungen, die ein Beweis waren, daß das Schießen nicht von den Verbündeten herkam, als welche sich zerstreuet hatten. Sie kehrten also nach der Schildwache zurück, die in einem fort Feinde! rief. Sie stiegen auf die Bank an dem Pfahlwerk und sahen einen großen Haufen Kosacken sich zum Angriff rüsten. Wynbladth ward also abgeschickt, alle Verbündete zusammen zu bringen, vier Mann ausgenommen, die zur Wache bei dem Keller, worin die Soldaten waren, bleiben sollten. Unterdessen mußte der Graf einen lebhaften Angriff aushalten. Aber zum Glück waren die Leitern, welche die Kosacken mitgebracht hatten, zu kurz, und die Dunkelheit machte, daß sie die schwächsten Stellen der Burg nicht fanden. Ihr beständiges Feuern half den Verbündeten ihr Mordgeschütz auf sie richten, wodurch in zehn Minuten vierzehn Mann fielen, indeß auf Seiten der Verbündeten keiner nur eine Wunde erhalten hatte. Als nun Wynbladth mit zwei und zwanzig Mann ankam, brachten sie zwei Drei-

pfün-

pfünder auf die Bettung, und zwei Lagen von diesen waren genug die Feinde zu zerstreuen.

Nach dem Rückzuge derselben waren die Verbündeten, weil sie einen zweiten Angriff befürchten mußten, darauf bedacht, alle Kanonen der Burg aufzuführen und zu laden; nachher brachten sie die Todten aus dem Hofe und den Kellern weg. Die Verbündeten gehorchten den Befehlen des Grafen mit Eifer und Thätigkeit, so daß um drei Uhr des Morgens alles in Ordnung war.

Die Schildwache hörte ein zweites Getöse von der Stadtseite her. Der Graf ging selbst hin und sah Fackeln in Bewegung. Dies bewog ihn, Krustiewn mit noch zwei Verbündeten auf Kundschaft auszuschicken.

Darauf ließ er sich bei Frau von Nilow melden, die er im Bette fand. Er warf sich ihr zu Füßen, bat um Verzeihung, daß er die unwillkührliche Ursache von dem Tode ihres Gemahls gewesen sey, und erinnerte sie an sein Betragen gegen denselben, daß er nämlich dessen Leben mit Gefahr seines eigenen habe erhalten wollen. So groß ihr Kummer auch war, so machte sie dem Grafen doch keine Vorwürfe; sie

fragte bloß nach ihren Kindern und bat, daß die Wache weggenommen würde; willigte aber ein, daß sie bliebe, als der Graf ihr sagte, daß sie bloß ihrer Sicherheit wegen da wäre. Von den Kindern wußte der Graf nicht wo sie geblieben wären, aber ein Bedienter brachte die Nachricht, daß Panow sie in den Saal gebracht, und daß Lapin sie zur Ader gelassen habe. Dies erinnerte den Grafen, daß bei Frau von Nilow dieselbe Vorsicht nöthig seyn möchte, und sie genehmigte seinen Vorschlag. Nun empfahl er Lapins Pflege und Aufmerksamkeit diese unglückliche Familie, bei welcher sich ferner einzudringen er für unschicklich hielt, da sie durch ihn, obgleich ohne seine Schuld, so viel leiden mußte.

Unterdessen war Krustiew mit der Nachricht zurückgekommen: alle Männer haben die Stadt verlassen; der Hetmann, durch seine Leute aus dem Gefängniß befreit, habe alle seine Kosacken bewaffnet, nicht weniger als sieben bis achthundert Mann, und mit ihnen die Anhöhen unweit der Burg bezogen, wo er die Verbündeten auszuhungern denke.

Hierauf versammelte der Graf seine Gefährten und stellte ihnen vor: sie hätten zwar keinen

nen Angriff in der Burg zu befürchten, wenn sie aber nicht auf der Stelle einen schnell auszuführenden Entschluß faßten, so könnten sie vielleicht in vier und zwanzig Stunden völlig berennt und so genöthigt seyn sich aus Hunger zu ergeben. So und so habe Krustiew erzählt; Jeder möge nun seine Meinung sagen, was zu thun sey. Da man zu keinem Plan kommen konnte, so legte der Graf den seinigen vor, der darin bestand; daß zwei oder vier und zwanzig Verbündete in die Stadt gehen und alle Weiber und Kinder in die Kirche treiben, dann um dieselbe alles, was von Holzwerk und andern brennbaren Sachen zu finden sey, aufhäufen, und darauf den Weibern kund thun sollten, daß sie einem gewissen Tode in den Flammen nur dadurch entgehen könnten, daß sie drei aus ihrem Mittel nebst zwölf jungen Mädchen an ihre Verwandten schickten und diese zu Niederlegung der Waffen bewegten.

Die Gesellschaft genehmigte diesen Vorschlag und Panow übernahm die Ausführung. Aber er bemerkte, daß es nöthig seyn würde, den Leichnam des Satthalters in eben die Kirche zu bringen, um die Weiber desto mehr zu schrecken. Dies ward auch sogleich veranstaltet.

Ein Geschäft hatte bisher das andere gejagt, und darüber hatte der Graf seine Wunde ganz vergessen. Jetzt da er einen Augenblick Ruhe genoß, wollte er gern wissen, wie es darum stünde und schickte daher zu Lapinen. Dieser fand, daß sie gefährliche Folgen haben könne, weil das Blut daran geronnen war. In der That hatte der Frost eine Menge davon zu Eis gemacht. Dies mußte der Graf am Feuer aufthauen lassen, und das machte ihm fürchterliche Schmerzen. Er konnte weder gehen noch stehen, bis Lapin die Kugel herausgezogen hatte, welches er mit vieler Geschicklichkeit that. Als die Wunde verbunden war, ließ ihn Lapin in das Zimmer bringen, wo die übrigen Verbündeten waren, und wo der Graf die Kränkung hatte, von seiner Partei neun Todte und sieben gefährlich verwundete zu finden, nebst funfzig verwundeten Soldaten von der Besatzung; denn die Todten von dieser Partei waren in eine der Basteien geworfen worden. Nachdem er Befehl zur Hülfleistung für Alle, die es bedürftig waren, ertheilt hatte, ging er in den Kanzleisaal um zu schlafen. Aber die Besorgniß, wie es mit seinem Entwurf in der Stadt ablaufen möge, gestattete ihm keine Ruhe, bis Panow mit der Nachricht zurück kam, daß er mehr als tausend Weiber, Mäd-

chen

chen und Kinder eingesperrt habe, die alle einmüthig verlangt hätten, daß ihnen gestattet würde einige aus ihrem Mittel an ihre Verwandte zu schicken, für deren Unterwerfung sie gut sagten.

Der Tag brach an, und der Graf glaubte es sey nun keine Zeit zu verlieren. Er beschloß daher, den abzusendenden Frauen einen von den Verbündeten mitzugeben, der, zum Zeichen daß er eine Unterredung verlange, eine Trommel schlagen, und zugleich eine Auffoderung folgendes Inhalts überbringen solle:

„Wir wissen euern Entschluß, uns in der „Burg entweder auszuhungern oder uns zu nö„thigen, daß wir uns euch auf Gnad' und Un„gnad' ergeben. Dieser Entschluß zeugt von „wenig Verstand; wir werden nie glauben, daß „dies eure Absicht sey, so lange ihr das kostbar„ste, was euch die Natur gab, eure Weiber, „Töchter, Kinder, in unserer Gewalt laßt; diese „stellen uns sicher vor eurer sinnlosen Wuth, „oder ihr müßtet Ungeheuer seyn, welche die „Natur verabscheut. Ihr, nicht wir, werdet „die Mörder eurer Familien seyn, und ihr Blut „wird um Rache wider euch schreien. Es steht

„euch

„euch indessen frei, einen von den beiden fol„genden Vorschlägen anzunehmen:

1) „Wir verlangen, daß ihr eine Stunde „nach Empfang dieser Botschaft die vier Ver„bündeten, die bei Befreiung des Hetmanns ge„fangen wurden, in Freiheit setzt; dann daß „ihr eure Waffen niederlegt und unbewaffnet vor „der Burg erscheint, damit wir Geißeln von euch „nehmen, welches nöthig seyn dürfte um neue „Feindseligkeiten zu verhüten.

2) „Daß wir, wenn ihr diesen Vorschlag „nicht annehmt, die Kirche, worin sich eure „Weiber und Kinder befinden, in Brand stecken „wollen. Sie soll ihr Grab seyn; ihr Geschrei „wird euch von der Erfüllung unsers Beschlusses „überzeugen.

„Wir schicken euch dies gerade um neun Uhr; „eilt euch zu versammeln und solche Entschlüsse „zu fassen, als eurer gegenwärtigen Lage ange„messen sind. Unser Entschluß soll mit dem „Schlage zehn ins Werk gerichtet werden."

Diese Schrift ließ der Graf durch die Häupter des Bundes unterzeichnen und schickte sie durch

Sibaew, nebst vier Weibern und zwölf Kindern, an die Kosacken.

Hierauf häuften die Verbündeten alles Holzwerk, Tische, Stühle, u. s. w. um die Kirche zusammen.

Um acht Uhr verlangte Frau von Nilow mit dem Grafen zu sprechen. Als sie aber hörte, er könne nicht aufstehen, kam sie mit ihrer jüngsten Tochter zu ihm. Sein Anblick — die Anstrengung während der Nacht und der Blutverlust hatten seine Farbe verändert — machte, daß sie ihren eigenen Kummer vergaß. Sie lief auf ihn zu, und ihre ersten Worte drückten ihre Besorgniß wegen seines Zustandes aus. Kein geringer Trost für den Grafen! Die würdige Frau sagte, nachdem sie ihren Schmerz über den Verlust ihres Mannes zu erkennen gegeben, daß zwar der Wohlstand ihr verböte den Grafen zu sehen, daß sie aber nicht umhin könne ihn für unschuldig an allem, was vorgefallen sey zu erklären; sie habe mit Bewundern seine Mäßigung gesehen in dem Augenblicke, als er, verwundet von ihrem Manne und in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, seine Waffen nicht wider diesen gebraucht habe. Aus diesem Grunde sey er in ihren

ihren Augen gerechtfertigt. Da sie aber der Welt nicht dieselbe Gesinnung geben könne, so habe sie beschlossen gleich nach der Beerdigung ihres Mannes wegzureisen, zu deren Ausrichtung sie den Grafen um Erlaubniß und Unterstützung bitte. Was ihre Tochtrr beträfe, so sähe sie ihre feste Anhänglichkeit an ihn, könne sie nicht den Mishandlungen ihrer Schwestern und ihrer Familie aussetzen, und wolle sie daher ihm übergeben unter der Bedingung, daß er sie heirathe.

In dieser Lage, gedrängt von der Nothwendigkeit das Gemüth einer unglücklichen Mutter zu beruhigen, deren Tugend und Seelenstärke er nicht genug bewundern konnte, versprach er alles, was sie verlangte. Darauf umarmte sie ihre Tochter, hieß sie dem Grafen immer zugethan bleiben und wünschte ihr alles gute. Endlich stand sie plötzlich auf und ging weg mit den Worten (die sie mit Heftigkeit sprach): Sie sind Schuld an dem Verluste ihres Vaters, werden Sie ihr Mann und seyn Sie ihr an Vaters Stelle.

Afanasia blieb und erzählte dem Grafen, daß ihre Schwestern sie mit Vorwürfen überhäuft und sie öffentlich der Theilnahme an der

Ver-

Verschwörung beschuldigt hätten, ob sie gleich gern das Leben ihres Vaters mit dem ihrigen erkaufte. Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und setzte hinzu, daß ihr bei den gegenwärtigen Umständen nichts anders übrig bliebe, als mit dem Grafen zu gehn; damit aber die Welt ihre Mutter nicht beschuldigen möge, daß sie in ihre Entweichung mit dem Grafen gewilligt habe: so bitte sie ihn sie entführen zu lassen. Dies versprach ihr der Graf, worauf sie gleichfalls wegging, nachdem sie ihm Glück zu seinem Unternehmen gewünscht hatte.

Als ein Viertel nach neun Uhr keine Antwort von den Kosacken gekommen war, ließ der Graf an allen vier Ecken der Kirche in einer Entfernung von drei Klaftern Feuer anzünden. Halb zehn erhielt er Nachricht, daß auf dem Berge eine Menge Schnupftücher an Stangen befestigt zu sehn wären, womit man Zeichen mache. Drei viertel zehn sah man ungefähr funfzig Mann unbewaffnet der Burg aus allen Kräften zueilen, welches den Grafen vermuthen ließ, daß die Kosacken beschlossen hätten sich zu ergeben. Elf Minuten nach zehn erschienen zwei Kosacken fast athemlos vor dem Grafen mit der Nachricht, daß sie abgeschickt wären ihm zu sagen, sein erster

Vorschlag sey angenommen, und vor Ablauf einer halben Stunde würde der ganze Haufe sich unbewaffnet darstellen; sie bäten also, er möge vor ihrer Ankunft nichts weiter unternehmen.

Einen Augenblick nachher kam Sibaew gleichfalls und erzählte, daß sie beim ersten Lesen seines Briefes beschlossen hätten, geradesweges nach der Kirche zu gehn und die ihrigen zu befreien; nachdem ihnen aber die Frauen gesagt, daß alles zum Anzünden bereit sey, und dieser Entschluß also nur den Untergang so vieler unschuldigen Geschöpfe beschleunigen würde, fingen sie eine Berathschlagung an, die sich nur mit der Festnehmung des Hetmanns endigen konnte, den sie jetzt brächten.

Ein Viertel nach elf kam der Haufen an. Panow hatte Befehl diejenigen, die der Graf zu Geißeln behalten wollte, in die Burg zu lassen, und die übrigen nach der Kirche zu schicken, daß sie ihre Weiber und Kinder nach ihren Häusern zurückführten. Zugleich brauchte er die Vorsicht einige Verbündete nach dem Berge zur Bewachung der Waffen zu schicken, bis diese nach der Burg gebracht werden könnten. Als auf die Art alles ruhig geworden war, ließ der Graf den

Kel=

Keller öffnen, wo zwei und vierzig Soldaten nebst dem Kanzler herauskamen, die dem Hetmann Gesellschaft leisten mußten. Die Anzahl der Geißel belief sich auf zwei und funfzig, lauter angesehene Männer des Orts, die mit ihrem Leben für das Betragen des Volks haften mußten.

Um Mittag hielt Panow Musterung über die Verbündeten und berichtete, daß Meder fehle. Man suchte ihn unter den Todten, aber da war er nicht, und man blieb unruhig über sein Schicksal bis Krüstiew kam und sagte, er habe sich gewiß zu Hause versteckt, man solle nur hinschicken, man würde ihn sicher im Ofen finden. Panow sandte sogleich vier Bewaffnete ab, die ihn brachten. Sie hatten ihn auf den Knieen gefunden, und bei ihrem Eintritt hatte er geschrien, er sey unschuldig und wisse nichts von der Verschwörung. Auch glaubte er noch jetzt, er sey in den Händen der Regierung. Der Graf ließ ihn vor sich kommen. Wie er ihn erblickte, warf er sich zur Erde und wiederholte seine Schwüre, daß er nichts von der Verschwörung wisse. Der Graf ließ ihn aufheben, aber er hielt diesen noch immer für den Statthalter bis er ihn bei der Hand nahm und ihm ein

Glas Brantwein gab. Nun kam er zu sich selbst und erzählte offenherzig, er habe sich, sobald der erste Schuß geschehen, in sein Haus begeben und da zu Gott für die Erhaltung der Verbündeten gebetet. Als er bei Tages Anbruch die Soldaten habe an die Thür klopfen hören, sey er in Ohnmacht gefallen, und als er wieder zu sich gekommen, habe er sich den Untergang der Verbündeten als gewiß vorgestellt, und dieser Gedanke habe ihm die Besinnung geraubt.

Der Graf nahm einige Erfrischungen, und ertheilte darauf den Anführern seine Befehle. Krustiew sollte, mit Kusnetschows und seiner Leute Hülfe, sich des Rennschiffs St. Peter und Paul bemächtigen und alle übrigen Schiffe und Barken verbrennen. Baturin sollte das Vorrathshaus und den Schatz untersuchen und ein Verzeichniß davon aufsetzen. Panow übernahm die Aufsicht bei dem Leichenbegräbniß des Statthalters und dem Begraben der übrigen Todten. Wynbladth besorgte den Kriegsdienst. Der Graf selbst konnte nichts thun, weil seine Wunde immer schmerzhafter ward. Es war ein Glück für ihn, daß er jetzt Medern hatte, denn Lapins Geschicklichkeit

erstreckte sich nicht weiter als auf die Behandlung von Wunden.

Am Abend ließ er sich bei Frau von Nilow melden, aber sie nahm ihn nicht an. In der Nacht kam Afanasia zu ihn und sagte, es würde nöthig seyn sie sobald als möglich entführen zu lassen, da ihre Mutter in zwei Tagen abreisen wolle. Der Graf beruhigte das junge Frauenzimmer. Er konnte diese Nacht ein wenig schlafen.

Den 28sten ließ der Graf Frau von Nilow sagen, daß zum Leichenbegängniß alles fertig sey, und sie verlangte, daß es sogleich vor sich gehe. Die ganze Stadt mußte sich also nach der Kirche verfügen, und das Begräbniß ward mit vielem Gepränge vollzogen. Ein und zwanzig Kanonen wurden von der Burg abgefeuert. Darauf hieß der Graf Panown, den Erzbischof entweder durch Drohungen oder Versprechungen zu bewegen, daß er eine Dankpredigt wegen der Regierungs-veränderung hielte; dann von allen Verbündeten am Altar auf dem Evangelienbuche dem Grafen den Eid der Treue schwören zu lassen, und wann alles dies geschehen, das wunderthätige Bild des heiligen Nikolas wegzunehmen,

damit der Gottesdienst auf dem Schiffe gehörig könne gehalten werden. Diese Maaßregeln schienen dem Grafen nöthig, um sich auf die Gemüther derer, die am Aberglauben hingen, desto größern Einfluß zu verschaffen. Er brachte diesen Tag im Fieber zu. Am Abend erfuhr er, daß alles in der besten Ordnung ausgerichtet sey. Gegen Mitternacht kam das Fieber wieder und ließ ihm nur noch Zeit, Panown Anweisung zu Afanasiens Entführung zu geben und ihm die Gründe davon zu sagen.

Den 2ten Mai. Die drei vorhergehenden Tage war der Graf von Sinnen und ward dreimal zur Ader gelassen. Erst um drei Uhr Nachmittags versicherte Meder, daß er außer Gefahr sey, und nun brachte Panow ihm die Nachricht, daß Krustiew sich des Rennschiffs bemächtigt habe, daß die Verzeichnisse von den Vorrathshäusern fertig seyen und das Volk sich Mühe gebe, für die Verbündeten Lebensmittel zur Reise zusammen zubringen; endlich daß Frau von Nilow fort sey, daß sie den Augenblick vor ihrer Abreise den Grafen besucht und bitterlich geweint habe ohne ein Wort zu sprechen; daß er den Abend vor ihrer Abreise Afanasien aus dem Fenster geholt habe, ohne, daß ihre

Schwe-

Schwestern das geringste davon gemerkt, daß diese aber beim Erwachen Lärm gemacht, den die Mutter dadurch gestillt, daß sie ihre Abreise beschleunigt und großen Unwillen gegen ihre entflohene Tochter geäußert habe, wodurch die Schwestern auf die Gedanken gerathen, daß Afanasia freiwillig davon gegangen sey; daß diese von dem Augenblick an des Grafen Bett nicht verlassen habe, daß er außer Gefahr sey, worauf sie sich auf Meders Anrathen schlafen gelegt habe.

Am Abend, wo sich der Graf etwas besser befand, ließ er seine Verbündeten und ihre Befehlshaber vor sich kommen und bezeugte ihnen sehr lebhaften Dank für ihr Betragen. Ferner ließ er Flöße bestellen, um das Geschütz und den Kriegsvorrath an Bord zu bringen.

An eben diesem Tage boten sich achtzehn Freiwillige an, das Schicksal des Grafen mit ihm zu theilen. Unter ihnen war Ismailow, des Kanzlers Neffe. Dieser Mensch hatte dem Kanzlei-sekretair Tschudeikin ein schlimmes Bad bereitet, indem er ihm alles Unheil schuld gegeben, das er selbst der Gesellschaft zufügen wollen. Er hatte sich bei den Verbündeten so ein-

zuschmeicheln gewußt, daß sie nicht nur ihm verziehen, sondern sich auch zu Werkzeugen der Rache, die er an Tschudeikinen für sich ausüben wollte, brauchen ließen. Sie ließen sich von dem Schurken in des Sekretairs Haus führen (der sicher nie böse Anschläge wider die Gesellschaft gefaßt hatte), schleppten ihn aus dem Bette, zerschlugen ihn entsetzlich, plünderten sein Haus, und ließen ihn halb todt liegen.

Den 3ten Mai. Als der Graf durch Panown von Ismailows Betragen Nachricht erhalten, ließ er diesen in Fesseln legen.

An eben dem Tage ließ er die Schriften der Kanzlei einpacken um sie mitzunehmen.

Die große Menge Pelzwerk, welche sich in den Vorrathshäusern fand, beruhigte den Grafen völlig über die Möglichkeit, wie er seinen Gefährten bei ihrer Ankunft in Europa Unterhalt verschaffen solle. Es fing also an in seiner Seele etwas heiter zu werden, als um zehn Uhr Afanasia zu ihm kam. Sie gab sich anfänglich alle Mühe ihren Kummer und ihre Thränen zu verbergen, endlich aber siegten diese, und nun erfuhr der Graf die Ursache dieser heftigen

Gemüthsbewegung. Afanasia überreichte ihm einen Brief, und sagte: „Ich weiß alles; ver„zeihen Sie die ersten Aufwallungen des Schmer„zes; ich bin gefaßt; Sie haben keine Schwach„heit weiter von mir zu fürchten.“ Erstaunt über den entschlossenen Ton, womit sie diese Worte sprach, öffnete der Graf den Brief. Er war von Stefanow. Dieser schrieb Afanasien: der Graf habe sie betrogen uud verrathen, sie müsse sich und ihre Familie schrecklich an ihm rächen, dazu biete er ihr seine Dienste an. Der Graf sey verheirathet. Da sie nun seine Frau nicht werden könne, so könne sie ihm auch mit Ehren nicht weiter folgen. Er, Stefanow, biete ihr seine Hand an, und wolle, sobald er ganz wieder hergestellt sey, ihren Schimpf in dem Blute des Grafen abwaschen.

Zu jeder andern Zeit würde dieser Brief dem Grafen Mitleid mit einem Elenden, der seinem Verderben zueilte, eingeflößt haben; in diesem Augenblick aber ward er davon äußerst betroffen, denn er hatte seine Lage dem jungen Frauenzimmer nicht eher entdecken wollen, bis er ihr zugleich eine anständige Heirath vorschlagen konnte. Sie weckte ihn aus der Betäubung, worein ihn dieser unvermuthete Schlag versetzt hatte, mit

folgenden Worten: „Hören Sie, lieber Freund, „grämen Sie sich nicht; Ihre Afanasia wird „nicht unglücklich seyn, sie liebt Sie und wird „Sie immer lieben, Sie kann nicht Ihre Frau „werden, aber Sie können sie ja als Ihr Kind „halten.“ „Und gleich darauf setzte sie hinzu: „Nicht wahr, lieber Vater?“ Diese kunstlose Freimüthigkeit, verbunden mit so viel Heldenmuth, bei einer so liebenswürdigen Person, rührte den Grafen innigst. Er bat um Verzeihung, daß er ihr seine Lage verhehlt habe, entschuldigte sich mit der Rücksicht, die er auf seine Familie, ferner auf die Gesellschaft, die ihr Leben für ihn gewagt, und endlich auf seine Achtung für sie selbst nehmen zu müssen geglaubt habe. So wenig rechtfertigendes hierin war, so gütig ward es doch aufgenommen. Afanasia versicherte, daß nichts in der Welt ihre Anhänglichkeit an den Grafen vernichten könne; sie würde zufrieden seyn, wenn sie mit ihm in Einem Lande leben, ihn sehen und ihn Vater nennen könnte; im Schooße seiner Familie hoffe sie vollkommen ruhig zu leben, da sie nun gar nicht zu heirathen denke; und sie verlange weiter nichts von ihm, als daß er sie wie seine Tochter ansehe, und ihr erlaube Mannskleider anzulegen,

legen, damit sie ihm weniger beschwerlich seyn möge.

Panow unterbrach dieses Gespräch. Als dieser treue Freund vernommen hatte, was vorgefallen war, wollte er hin und seinen Vetter aus der Welt schaffen; als er aber Afanasiens Entschluß hörte, warf er sich ihr zu Füßen und pries ihren Muth. Sie ging endlich weg mit einer Gemüthsruhe, die nur die Wirkung eines festen Entschlusses seyn kann. Darauf erzählte Panow, er habe den Tag vorher gehört, daß Afanasia des Grafen Verheirathung entdeckt habe, ob er gleich nicht erfahren können, wer der Verräther sey. Er bat ihm zu erlauben, daß er seinen Vetter dem Gerichte überliefere, um die Welt von einem Ungeheuer zu befreien, das durch seine Ränke und Gottlosigkeit die ganze Gesellschaft ins Verderben stürzen könne; und es hielt schwer ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Indem trat Baturin herein und erzählte, er sey bei einem Auftritte zwischen Afanasien und Stefanown zugegen gewesen, wo jene diesem wegen seiner Abneigung und Treulosigkeit gegen den Grafen die bittersten Vorwürfe gemacht und ihm erklärt habe: sie verachte sein Herz und seine Person; sie habe ihn

immer

immer als ein Ungeheuer von Gottlosigkeit und Undankbarkeit angesehen; er irre sich sehr, wenn er glaube, daß sie je des Grafen Frau habe werden wollen, sie wisse dessen Lage von ihm selbst, und sie schließe sich als Freundin und Tochter an ihn; er möge in sich gehen, möge alle Gedanken von Liebe zu ihr fahren lassen, und sich bessern. Stefanow ward wüthend über diese Rede und ergriff eins von den Pistolen, die bei seinem Bette lagen; aber Baturin entwaffnete ihn, und ließ ihn sogleich in ein besonders Haus bringen, wo er von zwei Verbündeten bewacht ward.

An eben dem Tage theilte der Graf alles Geld aus der kaiserlichen Kasse, desgleichen eine Menge Seidenzeug, Atlas und Taffet unter die Verbündeten aus.

Auch erhielt er einen Brief von Krustiewn der dringend bat, daß er nach dem Hafen eilen möge, um die Verbündeten, die sich gegen die Eingebornen sehr ungebührlich betragen hätten, im Zaum zu halten.

Den 4ten Mai ward Gericht über Stefanown gehalten und ihm das Urtheil gesprochen,

daß

daß er von den Zusammenkünften der Verbündeten und von aller Befehlshaberschaft in jeder Rücksicht ausgeschlossen seyn solle.

Als die Gesellschaft eben aus einander gehen wollte, trat Afanasia in Mannskleidung und bewafnet herein. Die Gesellschaft gab ihr den Namen Achilles. Die Kleidung stand ihr überaus gut, und sie hatte sicher so viel Muth, als ein Frauenzimmer nur haben kann.

Gegen Mittag waren die Flöße fertig, und der Graf schickte fünf und zwanzig Verbündete an die Küste nebst drei und dreißig Geißeln unter ihrer Aufsicht, die ihm in der Stadt zur Last waren. Desgleichen schickte er zu Lande hundert sechs und vierzig Schlitten mit Sachen, die in das Rennschiff geladen werden sollten.

Den 5ten Mai ließ er den Priester einen feierlichen Gottesdienst halten, und sich beim Evangelium von allen Verbündeten, die gegenwärtig waren, den Eid der Treue schwören. Darauf gab er in der Burg eine Mahlzeit, wobei verschiedene aus der Stadt zugegen waren. Um halb acht gab er Befehl zur Abreise auf den folgenden Tag.

Den 6ten Mai ernannte er Verwalter der Regierungsgeschäfte und ließ die Einwohner schwören, daß sie, so lange er und seine Gefährten in Kamtschatka seyn würden, nichts ohne ihre Einwilligung vornehmen wollten. Und nun ging die Abreise vor sich, zu großem Vergnügen beider Parteien, das freilich aus verschiedenen Ursachen entstand. Um elf Uhr des Abends kam der Graf zu Tschekawka an, wo er mit Entzücken von seinen Gefährten und von Tschurinen, dem Befehlshaber des Rennschiffs empfangen ward, der ihm versicherte, daß das Fahrzeug am 11ten Mai segelfertig seyn würde.

Den 7ten besah der Graf die Arbeiten, und freute sich der Emsigkeit seiner Gefährten. Sein Vergnügen war noch größer, als er hundert achtzig Kosacken, freilich gezwungener Weise, mit Hand anlegen sah.

An eben dem Tage warnte ihn Krustiew vor dem Tajon von Kawka, der sich mit einem entsprungenen Unterhauptmann von der Besatzung verschworen habe, ihn umzubringen, und meldete ihm zugleich, daß der Tajon da wäre und ihn zu sprechen verlange. Der Graf

ließ

ließ diesen sogleich in Verhaft nehmen und vor sich kommen. Er leugnete die Beschuldigung, gestand aber ein, daß der Unterhauptmann ihm den Vorschlag gethan habe. Man fand ein Pistol bei ihm, welches seine Sache verschlimmerte. Der Graf befahl ihm funfzig Stockprügel zu geben. Kaum hatte er zwölf empfangen, als er sein Verbrechen bekannte und aussagte, daß sich der Unterhauptmann jetzt bei dem Tajon eines benachbarten Dorfs befände, nebst Krustiews Schwager Gurgiew, einem Verwiesenen, welcher der vorigen Regierung sehr zugethan sey. Auf diese Aussage ward Kusnetschow mit sechs Verbündeten abgeschickt, sich der Verbrecher zu bemächtigen, welche sie um fünf Uhr einbrachten. Ihr Urtheil und dessen Vollziehung ward bis zum folgenden Tage verschoben.

An eben diesem Tage meldeten sich über dreißig Weiber und Mädchen, die das Schicksal ihrer Freunde theilen wollten. Da es aber unmöglich war so viel Leute im Schiffe zu lassen, so wurden nur drei angenommen und die übrigen mit dem Versprechen zurückgewie en, daß man sie nach dem nächsten Eilande, wo man landen würde, hinholen lassen wolle.

Den

Den 8ten des Morgens verurtheilte die Gesellschaft Gurgiewn und den Unterhauptmann Valnoi zu funfzig Knuthieben Jeden, und den Tajon zu hundert. Dies ward auf der Stelle vollzogen, und die beiden ersten wurden nach der Stadt geschickt sich heilen zu lassen.

An eben dem Tage kamen vierzehn Verwiesene aus verschiedenen Oertern und baten, daß man sie in die Gesellschaft aufnehmen möge, welches geschah.

Um sechs Uhr wurde das Fahrzeug, das nun ganz ausgebessert ward, aufgetakelt.

An dem Tage wurden auch zwei und zwanzig Bären zu Mundvorrath eingesalzet.

Der 9te und 10te wurden mit Einladen zugebracht.

Am 11ten als alles zur Abreise fertig war, entließ der Graf die Geißeln und schickte sie nach der Stadt zurück, den Kanzleisekretair Tschudeikin ausgenommen, den die Gesellschaft zwang als Koch mitzugehen, aus dem Grunde, sagten sie, weil er für das Unheil büßen müsse, das er der Gesellschaft in Kamtschatka zugefügt habe.

Als der Graf an Bord kam, ließ er die Flagge der Polnischen Verbündung aufstecken, und bei dieser Feierlichkeit zwanzig Kanonen abfeuern.

Dritter Abschnitt.

Rückreise des Grafen von Kamtschatka.

Es waren in allem sechs und neunzig Personen, mit welchen der Graf Kamtschatka verließ, und darunter neun vom andern Geschlechte. Der Reisenden waren zwölf. Diese und die neun Frauenzimmer abgerechnet blieben fünf und siebzig, die Dienste thaten, mit Einschluß des Grafen und Krustiews, wovon jener den Ober- dieser den Unterbefehl führte.

Außerdem befanden sich auf dem Schiffe

acht Kanonen,
zwei Haubitzen,
zwei Mörser zu Bomben,

hundert zwanzig Musketen mit Bajoneten,
achtzig Säbel,
sechszig Pistolen,
sechszehn hundert Pfund Schießpulver,
zwei hundert Pfund Kugeln,
acht hundert Pfund Pöckelfleisch,
drei tausend Pfund dergleichen Fisch,
vierzehn hundert Pfund Trahn,
zwei hundert Pfund Zucker,
fünf hundert Pfund Thee,
vier tausend Pf. Mehl, zum Theil verdorben,
vierzig Pfund Butter,
hundert dreizehn Pfund Käse,
sechs tausend Pf. Eisengeräth, allerhand Art,
hundert zwanzig Granaten,
neun hundert Kanonenkugeln,
funfzig Pfund Schwefel,
zwei hundert Pfund Salpeter,
sechs und dreißig Tonnen Wasser,
hundert sechs und zwanzig Kisten Pelzwerk,
vierzehn Anker,
allerhand Tauwerk und doppelte Segel,
eine Schaluppe,
ein Kanoe.

In das Schiff ließ der Graf zwanzig Schießlöcher für die Kanonen hauen. Unter diesen Kanonen waren zwölf hölzerne.

Am

Um elf Uhr Vormittags ließ der Graf Gottesdienst halten nach der Weise der griechischen Kirche, als welcher die Russen zugethan sind. Es ward gesungen Herr Gott dich loben wir, und darauf schwur die Gesellschaft von neuem den Grafen den Eid des Gehorsams gegen seine Befehle. Um fünf Uhr fuhren sie den Fluß hinunter und legten in der Mündung desselben vor Anker. Dies alles geschah am 11ten Mai.

Der Graf führte von seiner Seereise ein eben so regelmäßiges Tagebuch wie von seinem Aufenthalte in Kamtschatka, und vergaß nichts von alle dem zu bemerken, was einem Seefahrer zu wissen nützlich ist. Es gehört nicht in den Plan des gegenwärtigen Auszugs, dieses Tagebuch hier ganz zu liefern; damit man sich aber einen Begriff davon machen könne, stehe hier folgende Probe.

Den 12ten Mai, die Anker gelichtet. Den Lauf nach Süden genommen. Sehr leise Kühlung (Wind) von Nord-nord-west. Wegen des Nebels und der fast gänzlichen Windstille, an der Küste vor Anker gegangen. Tiefe, von Drei und ein Viertel bis zu viertehalb Klafter. Grober grünlicher Sand (auf dem Boden der

See). Um vier Uhr Nachmittags bei entstandener Kühlung unter Segel gegangen und zwischen den beiden Küsten durchgefahren. Das Schiff trieb an ein schwimmendes Stück Eis, welches mit einer Kanonenkugel zerschossen ward. Nach des Pumpenmeisters Bericht Alle wohl; sechs Zoll hoch Wasser im Raum, um halb drei. Breite bei der Abfahrt 52 Gr. 32 Min. Länge 459 Gr. 0 Min. Gegenwärtige Breite 51 Gr. 34 Min. Länge 358 Gr. 36 Min. von Bolscherezk. Wind, nord-nord-west. Strom (der See), von Süden nach Norden. Lauf (des Schiffs) südlich.

Freitag den 13ten Mai. Bedeckter trüber Himmel mit einer starken Kühlung aus nord-nord-west. Tiefe, von sechzehn bis zu vier und zwanzig Klafter. Schöner grünlicher Sand. Hohe See von nord-westen her. Wir steuerten immer südlich. Gegen Abend wurden die Topsegel eingezogen. Mit Tages Anbruch entdeckten wir im Westen den Felsen Alaid. Um neun, Berathschlagung, welcher Weg zu nehmen sey. Der Graf schlug vor, bei einer der Kurilischen Inseln vor Anker zu gehn, da Lebensmittel einzunehmen und Brod zu backen; die Gesellschaft erklärte sich bereit allen seinen Vorschlägen zu fol-

folgen. — Nach des Pumpenmeisters Bericht, alle gesund. Breite bei der Abfahrt 51 Gr. 34 Min. Länge 358 Gr. 36 Min. Gegenwärtige Breite 50 Gr. 27 Min. Länge 359 Gr. 15 Min. von Bolscherezk. Wind, nord-nord-west. Strom von Norden gen Süden. Lauf, süd-süd-ost.

So sah das vollständige Tagebuch des Grafen aus. Von nun an wollen wir nur allgemein unterhaltende Merkwürdigkeiten und besonders das, was Beziehung auf des Grafen und seiner Gefährten Schicksal und Betragen hat, aus demselben liefern.

Am Sonnabend sahen sie verschiedene Wallfische von dem Schwertfische verfolgt.

Bei Erblickung von zwei Inseln in der Nähe, verlangten einige von der Gesellschaft, daß der Graf da landen sollte, und als er nicht wollte, drohten sie ihm. Der gestrige Eid war also schon vergessen. Er ließ zwei von den Drohenden in Verhaft nehmen, und beschloß nun, aus Furcht vor einem Aufstande, bei den Kurilen nicht vor Anker zu gehn.

Um den Müssigen zu thun zu geben, und so, wo möglich, ihre Gedanken vom Brüten über Meuterei abzuziehn, ließ sie der Graf Werg pflücken und Thauwerk machen.

Am Montage ward Ismailow angeklagt, daß er die beiden Gefangenen, die aus Kamtschatka gebürtig waren, zum Aufruhr habe verleiten wollen. Er ward bei Wasser und Brod eingesperrt. Es ist zu erwarten, daß dieser Ismailow, der seinen Groll noch immer im Herzen trug, und dann der wankelmüthige Stefanow dem Grafen noch manche Noth machen werden.

An eben diesem Tage wurden zuerst Kranke gemeldet, sechs Männer und eine Frau.

Den 19ten bekamen sie die Berings-insel zu Gesicht, und gingen eine halbe Seemeile *) von der westlichen Küste derselben vor Anker.

Sobald beigelegt war, schickte der Graf Panown und noch zehn Bewafnete in dem kleinen

*) Eine ganze See-meile, eine große nämlich, wovon hier immer die Rede ist, beträgt drei Englische Meilen, oder ungefähr drei fünftel Deutsche.

nen Boote (Kanoe) ans Land, die Insel zu untersuchen. Fänden sie einen Schutz-ort, so sollten sie es durch dreimaliges Schießen anzeigen und das Boot sogleich zurück schicken. Träfen sie aber im Hafen oder auf dem Wege dahin ein Schiff, so sollten sie ungelandet zurückkommen. Darauf wurden die Anker gelichtet und man ließ das Schiff nach der Insel hinschwimmen. Sie hörten bald das verabredete Zeichen und näherten sich darauf einer Bucht, wo sie mit Hülfe des zurückgekommenen Kanoes guten Ankergrund fanden.

Panow versicherte zwar, er habe keinen Menschen auf der Insel gefunden; nichts desto weniger schickte der Graf einige von der Gesellschaft auf nähere Erkundigung aus, so wie eine andere Partei ans Ufer, um da eine Hütte und Backöfen zu bauen; er selbst ging gleichfalls mit sechs Mann ans Land, wo er die Bucht zeichnete. Er ließ sich ein Zelt aufschlagen. Ungefähr um fünf Uhr des Abends kam die Partei, welche auf Kundschaft ausgeschickt war, mit der Nachricht zurück, daß sie eine Meile von der Bucht eine Hütte und in derselben einen Hund, desgleichen unter einem Fasse einen Brief gefunden hätten, welchen sie mitbrachten. Kusnet-

schow, der Anführer des Trupps, fügte hinzu, er habe noch außerdem vier Fäßer Trahn und zehn bis zwölf Centner gesalzene Fische in der Hütte gefunden. Es seyen gewiß Leute auf der Insel, denn er habe frische Spuren auf dem Schnee und ein erst kürzlich erbautes Bad entdeckt. Um Licht in der Sache zu bekommen, las der Graf den Brief, der so lautete:

„Heil allen, die auf dieser Insel landen werden. Ich gebe ihnen die Nachricht, daß das „Schiff Elisabeth, welches unter meinem Befehl den Hafen zu Ochozk 1769 verließ, bei „dieser Insel ein ganzes Jahr geblieben ist, nachdem es sehr durch Sturm beschädigt worden. „Als wir nach diesem langen Aufenthalt zu der „Ueberzeugung kamen, daß alle unsere Bemühungen es in brauchbaren Stand zu setzen, „vergeblich seyn würden, schlugen wir es in Stücken, und machten Böte daraus, in welcher „ich jetzt im Begriff bin eine Reise nach der Insel, die in Osten liegt, zu thun, in der Hoffnung dort ein Fahrzeug zu finden, in welchem „ich mit meinen Leuten zurückkehren könne. Geschrieben den 24sten Januar 1771.

Iwan Ochotin, Hauptmann.
Baltasar Balakirow, Steuermann.

Auf

Auf dem südlichen Theil der Insel fand Kusnetschew fünf Kreuze. Eins davon hatte folgende Inschrift:

„Zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolas (des Schutzheiligen der Russen) ward dies „Kreuz 1769 den 28sten April errichtet von Peter Krenizin, Befehlshaber des Zugs, der „zur Entdeckung von Kalifornien veranstaltet worden.

Mit diesem unbedeutenden Funde war ein anderer für unsere Gesellschaft viel nützlicherer verbunden; sie fanden nämlich eine Art von Rüben und sehr guten Knoblauch.

Den Brief betreffend, so überzeugte sich der Graf nach genauerer Untersuchung, daß er erst kürzlich geschrieben sey. Er erinnerte sich, daß er von diesem Ochotin oft zu Ochozk als von einem See-räuber hatte reden hören. Um hierüber aufs reine zu kommen, erkundigte er sich bei seinen Gefährten. Verschiedene von diesen sagten ihm sogleich: Ochotin sey kein Russe; er habe sich des Schiffs, dessen Befehlshaber er gewesen, bemächtigt, habe das Schiffsvolk beredet, seinem Glücke zu folgen; habe sich auf

den Aleutischen Inseln niedergelassen, wo er in den letzten zwei Jahren noch andere russische Schiffe genommen, deren Mannschaft sich zu ihm gesellet, so daß die Zahl der Europäer, die unter ihm stünden, über hundert seyn müsse; wozu noch viele Inselbewohner kämen, die ihn zu ihrem Haupt erwählt hätten. Hieraus schloß der Graf, daß Ochotin oder wenigstens Leute von seiner Partei auf der Insel wären, und schickte zu dem Ende fünf wohl bewafnete und mit Lebensmitteln versehene Männer auf Kundschaft aus, jeden nach einer andern Gegend, und gab ihnen ein Einladungsschreiben an Ochotin mit. Auch ließ er, um einen Ueberfall zu verhüten, am Bord so wie am Ufer scharfe Wache halten.

Des Grafen Gefährten gaben ihm zu Ehren der Bucht den Namen der St. Moritz-Bai.

Den 21sten ward das Mehl ans Land gebracht und man fing an in fünf Oefen Brod zu backen. Dem Grafen ward eine bequeme Hütte gebaut. Die gefundenen Salzfische und der Trahn wurden durch zwei und zwanzig Leute an Bord geschafft. Sechs andere wurden ausgeschickt Holz zu fällen. Der Schiffszimmermann Nikita besserte die große Raa (die Stange,

wor-

woran das große Segel sitzt) aus. Es wurden vier und zwanzig Fässer frisches Wasser, vier Klafter Brennholz, eine Tonne Knoblauch und eine Menge Wurzeln an Bord gebracht.

Die Nacht (zwischen dem Freitag und dem Sonnabend) war ungestört vergangen. Aber um fünf Uhr des Morgens ward der Graf von Krustiewn geweckt, der ihm sagte, daß er von der Südseite der Insel her verschiedene mal habe schießen hören. Der Graf ging sogleich aus seiner Hütte und hörte darauf noch einige Schüsse. Nun ließ er den Augenblick Lärm schlagen, worauf zwanzig von seiner Gesellschaft aus dem Schiffe zu ihm eilten. Um zu erfahren was vorgefallen wäre, und zugleich den gestrigen Ausgesandten beizustehen, erhielt Wynbladth Befehl, sich mit sechszehn Mann in die Schaluppe zu setzen und nach der südlichen Spitze der Bucht zu fahren, um desto eher bemerken zu können, woher das Geräusch käme. Darauf übergab der Graf Krustiewn den Oberbefehl und fuhr mit acht Mann in dem kleinen Boote nach, welches der Schaluppe bald vorbei kam. Kaum waren sie in der südlichen Spitze angelangt, als sie ein Baidara mit fünf Mann auf sich zurudern sahn, die bei ihrer Annäherung für Russen erkannt

kannt wurden. Einer von diesen rief, daß er für den Befehlshaber des Rennschiffs St Peter und Paul einen Brief habe. Diesen ließ sich der Graf geben und schlug den Leuten vor, an Bord seines Schiffs zu kommen. Das nahmen sie an und sagten, ihr Anführer habe es ihnen befohlen. Mit dem Schlage zehn war der Graf mit seinen neuen Gästen an Bord.

Hier fand er alles in der größten Verwirrung. Stefanow erzählte ihm, er habe eine Meuterei durch Alexei Andreanow entdeckt. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß Ismailow und sein Freund Zablikow sich nebst funfzehn Andern verschworen hatten, sich bei der ersten Gelegenheit des Grafen, wann er am Bord und die meisten übrigen am Lande seyn würden, zu bemächtigen, und dann nach Kamtschatka zurückzukehren; falls ihnen aber dies nicht gelänge, den Grafen umzubringen, das Schiff in Brand zu stecken, und in der Schaluppe die Insel zu verlassen. Dies war Andreanows Aussage, und diese ward von Popow und Rabalow bestätigt. Der Graf ließ daher unverzüglich diejenigen von der Gesellschaft, worauf er sich am meisten verlassen konnte, bewafnen, und sodann die ganze Gesell-

schaft

schaft zusammen kommen, um ihr die Urheber der Meuterei anzuzeigen. Diese wurden augenblicklich geschlossen und ans Land gebracht, um da von einem Gerichte, das der Graf ernante, unter Krustiews Vorsitz verhört zu werden.

Nachdem dies abgethan war, wandte sich der Graf zu den Leuten, die ihm Ochotins Brief gebracht hatten, um ihnen alle mögliche Höflichkeiten zu erzeigen.

Den folgenden Tag brachte ihm sein Adjutant eine Schrift im Namen der ganzen Gesellschaft, welche verlangte, daß Ismailow und Parentschin aus Kamtschatka mit seiner Frau auf der Insel zurückgelassen, die aber, welche von ihnen verführt worden, mit funfzig Hieben bestraft werden und sodann zu ihren Verrichtungen zurückkehren sollten, nachdem sie vorher ihren Eid erneuert hätten. Der Graf willigte um so lieber in dies allgemeine Begehren, da es äußerst wichtig war ein Beispiel aufzustellen und sein Ansehn fest zu gründen.

Hierauf las der Graf der Gesellschaft den Brief von Ochotin vor, der so lautete:

„Heil

„Heil dem wackern und furchtlosen Befehls-
„haber des Fahrzeugs St. Peter und seiner
„ganzen Gesellschaft!

„Theure Freunde und Gefährten, wir haben
„mit vielem Vergnügen eure glückliche Ankunft
„auf dieser Insel vernommen. Die Männer,
„welche ihr sandtet uns aufzusuchen, haben uns
„von allen euern Absichten unterrichtet, und wir
„haben sie nicht sowol wie Geißeln, als wie
„Freunde hier behalten, die wir euch mit Le-
„bensmitteln, woran es euch fehlen muß, zu-
„rückschicken wollen. Erlaubt unsern Gefährten
„die euch diesen Brief bringen, an Bord euers
„Schiffs zu kommen, vielleicht treffen sie da Be-
„kannte, welches uns sehr angenehm seyn würde.
„Wir ersuchen den Befehlshaber uns wissen zu
„lassen, ob er eine Unterredung mit uns rath-
„sam halte; zu dem Ende wolle er unsere Ge-
„fährten zurücksenden, und den Ort der Zusam-
„menkunft bestimmen. Wir wünschen euch al-
„les Wohlergehen und empfehlen uns eurer
„Freundschaft. Gott befohlen!“

Johann Ochotin
im Namen der Gesellschaft.

Der

Der Graf hörte die verschiedenen Meinungen an über das, was hiebei zu thun wäre, und beschloß darauf, seine Antwort durch einen von den fünf Fremden zurückzuschicken, und die übrigen vier bis zur Rückkunft seiner Leute zu behalten. Diese Antwort lautete so:

„Ich kann nicht beschreiben, mit welchem „Vergnügen ich die Nachricht von euerm Auf„enthalt auf dieser Insel empfing. Das Beneh„men und Betragen des berühmten Ochotins „haben ihm seit einem Jahre meine Hochachtung „erworben, und nichts hindert mich mit ihm zu„sammen zu kommen und ihn meiner Freund„schaft zu versichern.

„Schreibt die Vorsicht, welche ich bei unse„rer Zusammenkunft verlange, keinem Mistrauen „zu, sondern bedenkt, daß übertriebene Klug„heit feigen Leuten nur Schaden bringt. Ich „verlange aber, daß morgen früh um sechs Uhr „Herr Ochotin mit vier von seinen Leuten sich „nach der südlichen Spitze der Bucht begebe, wo „ich mich zu derselben Stunde mit einer gleichen „Anzahl von den meinigen einfinden werde. „Sobald wir einander zu Gesichte bekommen,

wol-

„wollen wir die Waffen niederlegen und uns „die Hände geben.“

Moritz August.

Uebrigens ward dieser Tag angewandt, den Zwieback, der aus dem verdorbenen Mehl gemacht worden, an Bord zu bringen.

Montag den 23sten Mai. Morgens um fünf Uhr feuerte der Graf drei Kanonen ab, übergab den Befehl Panown, und setzte sich mit vier Verbündeten in die Schaluppe. Nach drei viertel Stunden war er an dem bestimmten Ort, wo er Ochotinen am Ufer fand und von ihm sehr höflich empfangen ward. Es war ein hübscher Mann, sechs und dreißig Jahr alt und sprach sehr gut deutsch und französisch. Nach den ersten Bewillkommungen erzählte er seine Geschichte, wovon das wesentliche folgendes ist:

Er war aus Sachsen gebürtig, *) diente unter der Kaiserin Elisabeth als Hauptmann bei

*) Wo seine Familie unter dem Namen Leuchtenfeld bekannt ist. Er berief sich desfalls auf den Freiherrn Laffert, einen Preußischen Kriegsbefehls-

bei dem Regiment Smolenskoi, welches er verließ um Adjutant bei dem General Apraxin zu werden. Als dieser auf Befehl der Kaiserin in Verhaft genommen ward, traf dasselbe Schicksal auch Ochotinen und den Freiherrn Kluſewsky, der noch jetzt unter dem Namen Fiskin als Verbannter zu Jakuzk lebt. Ochotin ward unmittelbar aus dem Gefängniß nach Siberien geschickt. Bei seiner Ankunft zu Jakuzk erlangte er, daß man ihn nach Ochozk gehen ließe, wo er sich auf ein Schiff begab, das auf den See-otter-fang ausging. In diesem Schiff that er zwei Reisen. Bei der dritten aber gewann er funfzig Matrosen und bemächtigte sich des Schiffs bei den Aleutischen Inseln. Mit Hülfe desselben erbeutete er zwei andere, deren Mannschaft sich zu ihm gesellte. Seine Partei bestand anfänglich aus hundert vier und dreißig entschlossenen Männern, die im Stande waren, es mit der See-macht von Ochozk aufzunehmen. Achtzehn Monat nachher hatte er das Glück sich auf einer der größten

von

befehlshaber, der nach Kolima verbannt ward, aber, zufolge einer sehr nachdrücklichen Verwendung des Königs von Preußen, 1760 nach Europa zurückkehrte.

von den Aleutischen Inseln niederzulassen, wo ihm die Verheirathung seiner Gefährten mit den Töchtern des Landes Anhang verschafte. Da er sich auf die Freundschaft dieser Eiländer verlassen konnte, so entschloß er sich, Pflanz-orte anzulegen; weil es ihm aber an den nöthigen Waffen und Werkzeugen fehlte, so war er Willens nach Kamtschatka und Ochozk zu gehn, in der Absicht diese beiden Niederlassungen zu zerstören und alles, was zu seinem Zweck diente, wegzunehmen.

Darauf trug er dem Grafen an, ihm in der Ausführung dieses Unternehmens, wozu Rache sie beide gleich stark beseelen müsse, beizustehen. Der Graf erwiederte, es thäte ihm sehr leid, daß er seinen Wunsch nicht erfüllen könne; seine Lage fodere eine schleunige Rückkehr nach Europa; außerdem wäre seine, Ochotins, gegenwärtige Macht hinreichend seiner Unternehmung einen guten Erfolg zu versichern. Da er aber Pflanzörter auf den Inseln anlegen wolle, so möge er sich an einige Europäische Mächte um Unterstützung wenden, wozu er, der Graf, ihm seine Dienste anbiete. Dies nahm er an. Darauf machte ihm der Graf eine treue Erzäh-

lung

lung von seinen eigenen Begebenheiten. Sie schworen sich einander ewige Freundschaft.

Nachmittag schickte Ochotin ein Geschenk von hundert funfzig schönen See-otter-fellen, welches der Graf mit zwei hundert Pfund Pulver, hundert Pfund Blei, einer beträchtlichen Menge Eisenwerk, und — was Ochotins Leuten am willkommensten war — mit zwei hundert vierzig Ellen Tuch und fünf und zwanzig Säcken Mehl erwiederte.

Am Abend besuchte der Graf abermal Ochotinen in Panows Gesellschaft. Sie fanden sechs wohl gebaute, durch ein Pfalwerk und vier kleine Kanonen geschützte Hütten. Ochotin saß mit fünf und dreißig Verbündeten an einem Feuer. Zuerst ward Thee gegeben. Nachher schwatzten sie die ganze Nacht durch und entwarfen Briefe, die der Graf an einige Europäische Mächte für Ochotin mitnehmen sollte. Erst bei Tages Anbruch gingen sie aus einander.

Um zehn Uhr ließ der Graf die Gesellschaft zusammen kommen und that den Vorschlag die Insel zu verlassen und nach Schina zu gehn, von wannen die Rückreise nach Europa am be-

quemsten seyn würde. Die Gesellschaft bat sich Zeit zur Ueberlegung aus und versprach, den folgenden Tag ihre Entschließung von sich zu geben.

Diese wurde denn auch dem Grafen zur bestimmten Zeit durch drei Abgeordnete gebracht und lautete dahin, daß sie eine Durchfahrt im Norden von Kamtschatka suchen wollten, welches um diese Jahrszeit nicht mislingen könne; und auf den schlimmsten Fall würde man doch immer Amerika erreichen können. Dies war dem Grafen nicht lieb zu hören, weil er die Unmöglichkeit der Ausführung vorher sah. Indessen willigte er ein, weil er durch seine Vertrauten wußte, daß die Gesellschaft ihren Plan auch wider seinen Willen durchzusetzen entschlossen war. Offenbare Widersetzung hätte die unangenehmsten Folgen für ihn haben können; denn es konnte viele unter der Gesellschaft geben, die sich theils aus Furcht vor der weiten Seereise, theils aus andern Ursachen, nach Kamtschatka zurücksehnten, und die Nähe dieses Landes konnte ihnen Muth machen sich zu empören und ihr Unternehmen begünstigen.

Gegen Abend ließ Ochotin dem Grafen wissen, Stefanow habe ihm geschrieben, er

und noch mehrere hätten beschlossen zu ihm überzugehn; der Graf, setzte Ochotin hinzu, möge also die Insel sobald als möglich verlassen; und im Fall eines Aufstandes würde er ihm Beistand leisten die Schuldigen zu bestrafen.

Diesem Rath zufolge ließ der Graf die ganze Gesellschaft zusammen kommen und erklärte ihr, daß er ihren Plan ungern befolge, da er versichert sey, es würde nicht gut ablaufen; er halte es für unmöglich das Vorgebirge Tschuktschi zu umfahren; und weheten nicht gerade die östlichen Zeitwinde (Passatwinde), so würde es eben so unmöglich seyn die Küste von Amerika zu erreichen; indessen wolle er sich ihrem Willen fügen, da er entschlossen sey, seine besondere Meinung jederzeit dem Wunsche der Gesellschaft als seinem Gesetze aufzuopfern. Doch müsse er zugleich der Gesellschaft bekannt machen, daß er gute Gründe habe auf einige von ihnen den Verdacht zu werfen, daß sie Absichten hegten, die dem gemeinschaftlichen Wohl nachtheilig wären; die Rädelsführer wolle er nicht nennen bloß in der Hoffnung, sie dadurch zu ihrer Pflicht zurück zu führen; sie möchten seine Gelindigkeit ja keinem andern Beweggrunde beimessen.

In dem Entschluß die Insel mit dem ersten guten Winde zu verlassen, schickte er einige von seinen Leuten ans Land, um da ein Kreuz mit folgender Inschrift zu errichten;

„Den 24sten Mai 1771. Moritz August „Aladar von Benjowsky ließ nach seiner glück„lichen Befreiung aus dem Bann in Kamt„schatka dieses Kreuz bey seinem Aufenthalt in „dieser Insel errichten.“

Um zehn Uhr verlangte Stefanow allein mit dem Grafen zu sprechen Er habe eine Verschwörung gegen ihn entdeckt, und sey entschlossen ihn nicht mehr zu verlassen, sondern auf seine Erhaltung bedacht zu seyn. Der Graf bezeugte ihm darüber seine Verwunderung und sagte ihm frei heraus, er würde, wenn er etwas besorgt hätte, ihn zuerst in Verhaft genommen haben, da er hinlängliche Beweise wider ihn habe; da er aber nicht furchtsamer Natur sey, so habe er, Stefanow, seine Sicherheit seiner, des Grafen, Furchtlosigkeit zu verdanken. Hierauf gab er ihm Ochotins Brief und sagte ihm, er wäre geneigt alles zu vergessen und würde nicht einmal verlangen, daß er seine Mitschuldigen nennte, wenn er sich sein Vergehen gereuen ließe und

ihm keine Gelegenheit gäbe, sich seiner strafbaren Gesinnung zu erinnern; und zum Beweise, wie weit seine Schonung gehe, wolle er ihm versprechen, sein Betragen geheim zu halten, damit er nicht allgemein verachtet werde, wenn es bekannt würde. Die Festigkeit, womit er dies sagte, überwältigte Stefanown; er warf sich dem Grafen zu Füßen, erkannte seine Schuld und bat um Verzeihung, die ihm gewährt ward.

Den folgenden Tag, den 25sten Mai, ging die Reise bei trübem Wetter vor sich.

Den 26sten geriethen sie zwischen schwimmend Holz und Eis, und ein sehr großer Wallfisch kam den Schiffe so nahe, daß man auf ihn schießen mußte. Wie er die zweite Kugel empfangen hatte, tauchte er unter.

Den 27sten ging die See hoch, der Wind war stark und unregelmäßig, und die Kälte ungewöhnlich. Das Schiff schlug verschiedenemal gegen Eisklumpen von ungeheurer Größe, die oben mit Holz bedeckt waren. Am Abend gerieth das Schiff zwischen zwei solche Eisberge und blieb stecken. Der Stoß beschädigte das Vordertheil sehr. In der Nacht entstand plötzlich ein

Wirbelwind, der augenblicklichen Untergang drohte. Das gewaltsame Drängen des Eises gegen das Schiff, dessen Krachen die Besorgnisse seiner Bewohner sehr vermehrte, machte einen großen Leck, weswegen unaufhörlich gepumpt werden mußte. Den andern Morgen fanden sie die Segel beschädigt und ganz hart gefroren, deswegen ließ der Graf auf dem Verdecke, das ebenfalls mit zwei Zoll dickem Eise belegt war, unten an jedem Mast ein beständiges Feuer unterhalten. Hiedurch gelang es ihm, die Segel aufzutauen. Um zehn Uhr brach das Eis am Steuerbord (der rechten Seite *) des Schiffs) und am Backbord (der linken Seite) machten sie sich selbst frei.

Das Wetter war hell und ohne Schnee; aber es war unerträglich kalt; der Wind stark und unregelmäßig; die See ging hoch von nord-nord-osten her. Die beschädigten Raae wurden herunter genommen und durch andere ersetzt. Um drei Uhr sah man ein Fahrzeug nordwärts

*) d. i. die Seite, die man zur rechten hat, wann man hinten steht und nach vorn hinsieht. Das Hintertheil des Schiffs ist, wo sich das Steuerruder befindet.

in einer Entfernung von drei Meilen. Gegen Abend ward das Senkblei ausgeworfen, man fand aber keinen Grund.

Sonntag den 29sten Mai. Mit Tages Anbruch sahen sie Land. Die See ging hoch von nordwesten her und führte große Eisstücke herbei, die das Schiff alle Augenblick in Gefahr setzten. Das Eis häufte sich wie Berge rings um das Schiff, schlug beständig daran und erschütterte es heftig. Große Eisklumpen froren an den Seiten des Schiffs fest, hoben sich, so wie dies sich bewegte, von Zeit zu Zeit aus dem Wasser, rissen sich mit großem Krachen los und beschädigten es allenthalben. Die Besorgnisse der Gesellschaft wurden die Nacht über durch das Anwachsen des Wassers im Raum bis zur äußersten Bestürzung vermehrt.

Montag den 30sten Mai. Gegen vier Uhr des Morgens nahm der Wind zu und riß die Boogsprietraae weg. Um fünf ging die Braamstenge fort. Um sechs Uhr lag das Schiff auf der linken Seite und das Steuerruder konnte sich nicht mehr bewegen. Zum Glück war es schon Tag, sonst hätten sie nicht sehen können, daß ein Stück Eis sich zwischen das Ruder und

die Hinterstäve (das Holz, woran das Ruder befestigt ist) gesetzt hatte. Nun wurden zwei Leute hingeschickt das Eis wegzuschlagen, und das Schiff ward wieder aufgerichtet.

Um halb sieben stand das Wasser zwei und zwanzig Zoll hoch im Raum.

Gegen Mittag ließ der Wind nach, und das Schiff befand sich drittehalb Meilen von einer Küste.

An diesem Tage verlangte Krustiew im Namen der Gesellschaft die Zusammenberufung eines Ausschusses, welches der Graf gestattete. Der einstimmige Antrag dieses Ausschusses an den Grafen ging dahin, nicht weiter gegen Norden zu segeln, da man überzeugt sey, daß dies zum Verderben der Gesellschaft gereichen müsse. Dies gab dem Grafen Anlaß sich nachdrücklich zu beschweren, daß die Gesellschaft ihm so wenig Vertrauen bewiesen und ihn zu diesem Laufe gezwungen hätte. Er hielt es für nöthig ihnen vorzüstellen, wie viel traurige Folgen es haben könnte, wenn sie ihn noch einmal ihrem Gutdünken zu unterwerfen suchen wollten. Die schauervollen Gegenstände um sie her gaben seiner Rede allem

möglichen Nachdruck, so daß es ihm nicht schwer ward die ganze Gesellschaft zu dem Versprechen zu vermögen, daß sie sich künftig ganz seiner Führung überlassen wollten. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit ließ er Brantwein, mehr als gewöhnlich, unter sie austheilen.

Wer sollte nicht denken, daß der Graf nun wo nicht auf immer, doch auf lange Zeit Ruhe vor den Friedensstörern würde gehabt haben. Aber schon eine Stunde nachher kam Panow mit der Nachricht, daß verschiedene der Verbündeten entschlossen wären, sich bei dem ersten Ankerplatz von der Gesellschaft zu trennen. Gleich darauf erschienen vier, die im Namen einer Partei, deren Anzahl sie nicht sagen wollten, ans Land zu gehen verlangten unter dem Vorwande See-ottern zu fangen, deren Felle ihnen in Zukunft nützlich seyn könnten. Die Entschlossenheit, womit diese Abgeordneten ihr Gesuch vorbrachten, ließ den Grafen eine Meuterei befürchten, die um so viel gefährlicher zu werden drohte, da das Land, welches in der Nähe war, an Kamtschatka stieß. Der Graf hieß sie also einen Augenblick auf seinen Entschluß warten und ließ unterdessen durch Wynbladth eine Partei von denen, worauf er sich am mei-

sten verlassen konnte, hereinkommen, indeß Panow auf die Bewegung aller Verdächtigen Acht geben mußte. Dies ward den Augenblick vollzogen, und sogleich ließ der Graf die Aufrührer greifen um den Nachmittag Gericht über sie halten zu lassen. Vor demselben erklärte Andreanow: ihrer seyen zwei und zwanzig; Stefanow sey wahrscheinlich an der Spitze; gewiß könne er dies nicht sagen, da er seiner von niemand als von Sacharinow habe erwähnen hören, welches dieser letzte leugnete. Das Gericht rieth, die ganze Gesellschaft zusammen kommen zu lassen. Alle Stimmen fielen dahin aus, die Verbrecher nach der Strenge zu bestrafen und den Urheber, wenn er entdeckt werden könnte, über Bord zu werfen. Diesem Beschluß zufolge wurden die, welche man als Häupter der Verschwörung anzusehen Ursache hatte, jeder zu fünf und zwanzig Hieben verurtheilt. Die übrigen, welche Reue bezeigten, wurden freigesprochen, nachdem sie die Gesellschaft um Verzeihung gebeten hatten. Doch wurde ihnen aus Vorsicht das Gewehr abgenommen. Panow, äußerst aufgebracht gegen seinen Vetter, der nicht aufhörte Ränke zu spinnen, erklärte ihm, er wolle ihn bei der ersten ähnlichen Gelegenheit selbst ums Leben bringen. Diese Drohung

vor der ganzen Gesellschaft that große Wirkung.

Noch denselben Abend ward Sacharinow, Stefanows Freund, geschlossen, weil er Sibaewn hatte umbringen wollen.

Das Schiff mußte noch einige Tage See halten und konnte erst am 4ten Juni vor Anker gehn. Hier stießen zwei Böte zu ihnen, die sie schon den Tag zuvor gesehen hatten. Es waren dem Ansehen nach Tschucktschen. Ein Kosake, der bei den Verbündeten war, mußte sie einladen an Bord zu kommen. Sie thaten es ohne Bedenken. Der Graf erfuhr von ihnen, daß er nur noch ungefähr vierzehn Meilen von dem Vorgebirge der Tschucktschen entfernt sey, und daß das Vorgebirge, welches er den Abend zuvor verlassen, das große Land Alacksina sey, ein Name, womit die Tschucktschen Amerika bezeichnen.

Während daß der Graf diese Erkundigung einzog, ward das Ankerthau vom Eise zerschnitten. Er sah sich also genöthigt augenblicklich wieder unter Segel zu gehn, und hatte nur eben so viel Zeit, den Tschucktschen, die wieder in ihre Böte stiegen, einige Messer und etwas

Brant-

Brantwein zu schenken. Er ging nach der Amerikanischen Küste zurück und legte da vor Anker.

Sobald dies geschehen war, wurden acht und zwanzig Mann ans Land geschickt um da Zelte, von den Segeln, aufzuschlagen, und bald folgte ihnen der Graf mit Tschurinen, der einen Platz besehen wollte, welcher ihm zum Kalfatern des Schiffs tauglich geschienen hatte, und sich auch so fand. Nun wurden zu diesem Vorhaben unter Tschurins Aufsicht die nöthigen Vorkehrungen gemacht, und sechs und dreißig Mann unter Panows Befehl mußten das Schiff ausladen. Die übrigen gingen hin zu jagen, zu fischen und Holz zu fällen.

Es fand sich bei Besichtigung des Schiffs, daß die Rippen sich zwar gezogen hatten; doch konnte es nach Tschurins Urtheil dessen ungeachtet noch in südlichen Gewässern fahren; die Lecke seyen bloß durch Auseinandergehen der Fugen entstanden, und ließen sich in wenig Stunden zustopfen. Dies war dem Grafen sehr lieb zu hören, und er überzeugte sich von der Wahrheit durch seine eigenen Augen.

Kusnetschow, als der flinkste von der Gesellschaft, ward nebst einigen andern Verbündeten

deten auf Kundschaft ausgeschickt. Er kam mit der Nachricht zurück, daß er von dem benachbarten Berge aus gegen nord-osten und osten Land entdeckt habe, daß letzteres unabsehlich, nicht sehr bergig, an vielen Orten ohne Schnee und von Flüssen durchschnitten sey. Da die einbrechende Nacht ihn gehindert habe die entfernten Gegenstände zu unterscheiden, so bitte er um Erlaubniß, mit andern Verbündeten morgen seine Entdeckungen gegen Osten weiter zu verfolgen; er habe sichere Zeichen, daß das Land bewohnt sey. Dies gestattete der Graf um so lieber, weil auch ihm mit der nähern Kenntniß dieses Landes sehr gedient war.

Der Graf befürchtete eine Meuterei und blieb daher mit einigen von seinen Freunden die ganze Nacht auf. Aber es regte sich nichts.

Den 8ten Juni war das Schiff kalfatert und ward nun wieder geladen. Die Wassertonnen wurden gefüllt. Anderthalb Tonnen voll Fische waren gefangen, die eingesalzen wurden. Die Jäger hatten an Thieren nur zwanzig See-ottern und einige See-wölfe geschossen, brachten aber außerdem einen großen Vorrath von Knoblauch und sieben hundert vierzig Wurzeln von

sehr angenehmem Geschmack. Sie hatten beinah die Größe von einem Kindskopf und wogen drei bis fünf Pfund. Um elf Uhr waren alle an Bord außer Kusnetschown mit seinen Leuten.

Dieser kam erst den folgenden Tag. Er hatte sich etwa vier Seemeilen weit ins Land hineingewagt und da einen Wohnsitz von vierzehn Hütten gefunden, deren Bewohner aber entflohen waren und bloß eine alte Frau mit einigen Kindern zurückgelassen hatten. Diese Frau hatte eine sehr dunkle Hautfarbe, manche Figuren auf ihrer Stirn, und ihre Nasenflügel waren durchbohrt. Kusnetschow konnte sich ihr weder auf Koräkisch noch auf Tschuktschisch verständlich machen und daher nichts von ihr erfahren. Er fand in diesen Hütten verschiedene Bögen, und Pfeile mit sehr gut gearbeiteten eisernen Spitzen, desgleichen eine beinah vollständige Kleidung von Vogelfedern; dies nahm er mit und ließ dafür verschiedene Messer und kleine Spiegel zurück.

Der Graf schmeichelte sich, nach dem, was Kusnetschow ihm von dem großen Lande gesagt hatte, daß er der erste gewesen, der durch die Straße zwischen Asia und Amerika gefahren sey; aber er irrte sich. Vor ihm war schon

Beering, und vor diesem schon, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Deschnew, ein Kosacken-offizier, dieses Wegs gekommen; von welchen beiden Männern auch diese Straße ihren Namen führt.

Der 10te Juni war der erste angenehme Tag, den unsere Gesellschaft seit ihrer Abfahrt von Kamtschatka auf der See zubrachte. Es fand sich kein Treib-eis mehr; der Wind ging frisch, doch nicht zu stark, die See mäßig; die Nacht war nicht minder schön als der Tag.

Den 12ten kamen sie dem Eingange einer Bucht sehr nahe, und der Graf fühlte große Versuchung beizulegen, aber die Gesellschaft widersetzte sich und sagte: sie wolle den kürzesten Weg nach irgend einer europaischen Niederlassung hinfahren; sie habe sich nicht anheischig gemacht, das Meer zu durchstreichen, um Entdeckungen zu machen. Der Graf hielt für rathsam sich ihrem Wunsche zu fügen und segelte längs der Küste fort.

Die Gesellschaft freuete sich nicht wenig der milden Luft, welche sie jetzt athmeten.

Aber auch hier gings ohne Stürme nicht ab. Besonders war der 16te ein fürchterlicher Tag; das Schiff wäre beinah an einer Insel zu Grunde gegangen. Die Wellen gingen in einem fort über das Schiff, welches die Pumpen nicht frei von Wasser halten konnten. Schade um die reiche Ladung von Pelzwerk, die sie an Bord hatten, und die in Schina wol eine Million Piaster werth gewesen wäre! Es fand sich nachher, daß bei Oeffnung des Raums, faule Dünste, vermuthlich von verdorbenem Pelzwerk, aufstiegen.

Als sich der Sturm gelegt hatte, wurden, den 18ten Juni, die Frauenzimmer und Kranken von unten, wo sie eingesperrt gewesen waren, aufs Verdeck gebracht, wo sie sich bald von ihrer anfänglichen Schwäche erholten.

Schotin hatte gegen den Grafen einer Insel erwähnt, wo dieser zu landen beschloß, und sich daher, um sie nicht zu verfehlen, auf der Breite derselben, wo er sich jetzt befand, nach Osten hielt. Den 19ten mit Tages Anbruch sahen sie Land; gegen Mittag erkannten sie es für eine Insel, warfen verschiedemal das Senkblei aus, fanden aber keinen Grund.

Den andern Tag wurden unter Wyni bladths und Kusnetschows Befehl sechzehn Mann auf Kundschaft ans Land geschickt, indeß das Schiff längs dem südlichen Ufer der Insel hinunter schwamm. Dieser ganze Tag ward zu Ausbesserung der Schäden, welche der letzte Sturm verursacht hatte, angewandt. Gegen sieben Uhr kam Kusnetschow mit zwei Böten zurück, die von den Eiländern, an deren Spitze zwei fremde Russen waren, geführt wurden. Er brachte die Nachricht, das Eiland hieße Groß-Kadik, und es gäbe noch ein anders gegen Süd-osten, das die Einwohner die Schwarz-fuchs-insel nennten. So wie er ans Land getreten, haben ihn die Eiländer, mit Lanzen und Pfeilen bewafnet, umringt und geschienen ihn den Weg streitig machen zu wollen. Er habe ihnen zugerufen: wenn sie von Ochotins Partei wären, so möchten sie seine Freunde anerkennen. Darauf seyen zwei Russen hervorgetreten, um sich näher von der Sache zu unterrichten, und als diese endlich durch die Nachricht, welche Kusnetschow ihnen von seinem Aufenthalte auf der Beerings-insel gab, sich von der Verbindung Ochotins mit der Schiffsgesellschaft überzeugt worden, hätten sie die Eingebornen zufrieden gestellt, die so-

gleich ihre Waffen niedergelegt und Merkmale ihres Wohlwollens gegeben hätten. Sie wollten Kusnetschown in ihre Wohnungen führen, da dieser aber seine Rückkehr zu beschleunigen wünschte, konnte er die Einladung nicht annehmen. Nun machten sich zwei Russen auf, ihn zu begleiten, und zum Zeichen ihrer guten Absichten luden sie verschiedene Arten von Wurzeln und eine Menge von See-otter- und Fuchs-fellen in ihre Böte.

Auf diese Nachricht ließ der Graf die Eiländer an Bord kommen und sie so gut bewirthen als möglich. Er selbst nahm Ochotins Freunde, die beiden Russen, zu sich. Diese erzählten ihm, daß ihrer zwei und zwanzig auf der Insel wären, und daß die Tajone des Orts sich Ochotins Befehle unterworfen hätten, auf dessen Geheiß sie jetzt beschäftigt wären verschiedene Fahrzeuge zu bauen. Darauf verlangten sie, daß der Graf ihnen von seiner Bekanntschaft mit Ochotinen einige Beweise geben möchte. Um sie zu befriedigen gab ihnen dieser Ochotins Brief an den Tajon von Urumusir. Nach Durchlesung desselben verschwand ihr Mistrauen gänzlich, und sie erboten sich, das Schiff als Lootsen nach Urumusir zu bringen.

gen. Das nahm der Graf mit vielem Danke an, stellte ihnen aber vor, daß es an Einem genug wäre. Sie loseten also darum, und es traf Gregor Salasiown. Diesem übergab sich also die Gesellschaft. Die Eiländer wurden mit Messern und Spiegeln beschenkt, und für den Tajon gab der Graf Salasiows Gefährten noch besonders ein Geschenk mit. Darauf setzten sie ihre Reise fort.

Als sie an die Mündung einer Bucht kamen, bat Salasiow um Erlaubniß ans Land zu gehn und einen Baidara zu holen, in welchem er sein Lootsen-amt verrichten wollte. Er kam in einigen Stunden mit Boot und Leuten zurück. Es war zum Erstaunen, mit welcher Behendigkeit dies kleine Boot regirt ward, und wie schnell es ging, ungeachtet es zum Segel nur ein klein Stück Tuch hatte, das an einem Stock mitten in dem Fahrzeuge befestigt war.

Den folgenden Tag kamen ihnen viele Schwärme Vögel zu Gesichte. Salasiow sagte, das seyen Gänse und Enten, die um diese Jahrszeit nach Alacksina hinzögen; es sey von da, wo sie wären, bis zu dem großen Lande — so nannte er Alacksina — nur etwa

fünf und dreißig bis vierzig Meilen; die Eilän-
der pflegen oft dahin zu reisen, um ihre Freun-
de und Verwandte zu besuchen; der Tajon von
K a d i k sey mit einer von den Töchtern des Ta-
jons von A l a c k s i n a H o m i n verheirathet.
Dies bestärkte den Grafen in seiner Muthmas-
sung, daß A l a c k s i n a das feste Land von A m e-
r i k a sey.

Ein Führer, wie S a l a s i o w, war unse-
rer Gesellschaft viel werth. Und sie verdankten
ihn ihrer Freundschaft mit O c h o t i n e n. Auch
war es, wie P a n o w ganz richtig bemerkte,
der Furcht vor diesem in hiesiger Gegend so mäch-
tigen Manne zuzuschreiben, daß alles auf dem
Schiffe so ruhig blieb, und daß die Misver-
gnügten nicht bei einer Insel, wo sie dicht vor-
bei fuhren, das Schiff auf den Strand zu trei-
ben suchten.

S a l a s i o w landete an dieser Insel mit sei-
nem Bote und kam den folgenden Tag mit drei
Fahrzeugen zurück, die eine Menge gedörrter
Fische, Wurzeln und hundert sechzig See-otter-
felle brachten, womit der Tajon der Insel dem
Grafen ein Geschenk machte. Auch schickte die-
ser seinen Sohn, der seine Verwandte in U r u-

musir besuchen wollte, und bat ihn mitzunehmen, welches der Graf sehr gern bewilligte. Dem Vater machte er ein Gegengeschenk von verschiedenen Kleinigkeiten nebst einer Flinte. Die übrigen Eiländer, die zugegen waren, wurden auch nicht vergessen.

Nun ging die Reise weiter, und den andern Tag lag das Schiff in einer Bucht bei Urumusir vor Anker.

Als beigelegt war, wünschte Salasiow ans Land zu gehn, die Einwohner und Ochotins Verbündete von der Ankunft der Gesellschaft zu benachrichtigen, um alle Unruhe zu verhüten. Kusnetschow ward mitgeschickt. Dieser kam bald mit zwei Russen zurück, die den Grafen einluden ans Land zu kommen und ihm zu seinem eigenen Gebrauch eine bequeme Wohnung und für die Ladung des Schiffs ein großes Vorrathshaus anboten. Kusnetschow sagte, die Russen hätten ihm allen möglichen Beistand von Seiten der Eiländeu zugesagt; das Haupt der Insel könne der Graf aber nicht eher als den andern Tag sprechen, weil seine Wohnung zu weit entfernt sey.

Als der Graf das Schiff verließ, übergab er den Befehl über dasselbe Tschurinen, und ließ ihm acht und zwanzig Verbündete, lauter solche, worauf er sich am meisten verlassen konnte; die übrigen alle nebst Weibern und Kranken nahm er mit ans Land. So wie er da ankam, ward er in die für ihn bestimmte Wohnung geführt, dicht an welcher das Vorrathshaus war. Sobald er für die Weiber und Kranken die nöthigen Wohnungen hatte anweisen und für seine Leute ein Lager aufschlagen lassen, gab er sogleich Befehl zu Ausladung des Schiffs. Die Aufsicht hierüber ward insonderheit Panown und Wynbladthen anvertraut. Kusnetschow und Sibaew nebst zwölf Mann blieben bei dem Grafen. Das Ausladen des Schiffs, das etwa um sieben Uhr Abends seinen Anfang nahm, ward mit so vieler Emsigkeit betrieben, daß um fünf Uhr des andern Morgens alles vorbei war, ohne andere Hülfsmittel als die Schaluppe und das kleine Boot. Der Graf war selbst beständig bei der Landung der Güter zugegen, damit nichts verloren ginge, nichts beschädigt würde, am wenigsten das Schießgewehr, woran ihnen so viel gelegen war.

Die erste Bekanntschaft, die der Graf hier machte, war mit einem alten Manne, der ihm ei-

einen Knaben von etwa zwölf Jahren zum Geschenk mitbrachte, welchen der Graf unter der Bedingung ein Gegengeschenk machen zu dürfen, annahm. Der Graf schloß aus der Gesichtsbildung des Alten, daß er kein Russe sey; indessen sprach er fertig russisch. Er merkte ohne Zweifel, daß der Graf sich dies Räthsel nicht zu lösen wußte, denn er fing auf einmal an laut zu lachen und sagte: „Mein Herr Europaer! Sie „werden sich wundern, daß ich Sie so nenne, „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich mehr weiß, „als alle Aleuten. Ich ward in meiner „Jugend von den Kosacken weggefangen, die „mich in ihr Vaterland führten, wo ich von „einer Stadt zur andern geschleppt ward, bis „ich endlich einem Kaufmann in die Hände fiel, „der mich mit einigen Kosacken ausschickte mein „Vaterland aufzusuchen. Wir fanden es endlich, „und die Kosacken schickten mich hinein, daß „ich meine Landsleute einladen sollte mit ihnen „zu handeln. Ich aber, da ich mich wieder bei „den meinigen befand, kehrte nicht wieder zu „den Kosacken zurück. Der Tajon der Insel fand „Gefallen an mir und gab mir seine Tochter „Kalki zur Ehe. Wegen meiner vielen Kenntnisse machten mich die Aleuten nach dem Tode „meines Schwiegervaters zu ihrem Tajon; und

„jetzt bin ich unter allen Aleutischen Tajo-
„nen der stärkste, wissendste und reichste. Da
„ich jetzt zu Jahren bin, so habe ich meinem
„Sohn die Regierung übergeben, und begnüge
„mich, sein Freund und Rathgeber zu seyn.
„Mein Sohn braucht sich nicht länger vor den
„Kosacken zu fürchten, denn seine Tochter hat
„ein Europaischer Tajon geheirathet, und dieser
„Tajon ist ein Gott. Das war es, warum ich
„lachte und noch lachen werde."

Der Graf merkte aus den letzten Worten, daß der Alte von Ochotinen sprach, und sagte ihm, daß er diesen sehr gut kenne; er sey sein Freund und habe ihm einen Brief an seinen Schwiegervater mitgegeben. Hierauf umarmte der Alte den Grafen, nannte ihn wiederholt seinen Sohn, seinen lieben Sohn, und bat um Erlaubniß sich wegzubegeben und seinem Hause diese Nachricht zu bringen.

Unterdessen ließ der Graf, der an alles dachte, die Pelzkisten besehn. Keine war unbeschädigt. Die Felle wurden heraus genommen, an die Luft gelegt und die gut gebliebenen von den verdorbenen abgesondert.

Gleich

Gleich nach Mittag kam der Tajon, in Begleitung der Russen von Ochotins Partei und vieler Eiländer. Der gute Alte ging vorauf und stellte dem Grafen seine Frau vor. Das that auch der Tajon mit seinen Kindern, worunter Ochotins Frau war, und mit einigen der vornehmsten Eiländer. Hierauf schloß die Gesellschaft einen Kreis, in dessen Mitte sich der Tajon mit seinem Hause setzte. Nun übergab der Graf dem Tajon Ochotins Brief, der so lautete:

„Heil meinem Vater, dem Tajon Tuachsta, Haupt der Aleutischen Inseln.

„In der Hoffnung, daß Gott meinen Freund „zu Euch führen wird, habe ich ihm diesen „Brief mitgegeben, um Euch von unserm Bündniß zu benachrichtigen und Euch zu bitten, daß „Ihr ihm allen Beistand leistet, dessen er bedarf.

„Ich warte auf die Ankunft des Schiffs, um „nach Kamtschatka zu gehen, von wannen „ich vor dem nächsten Schnee zurückzukehren „hoffe, um mein Weib in die Arme zu schließen „und Euch von meiner Liebe zu überzeugen. „Alles was ich den Kosaken abnehmen kann, soll „für

„für Euch und Eure Unterthanen seyn. Gleich„falls empfehle ich durch gegenwärtiges Schrei„ben meinen Gefährten, dem Freunde, der die„sen Brief bringt, alle Unterwürfigkeit zu bezei„gen und ihm wie mir selbst zu gehorchen. Ich „wünsche meinem Vater, unserm Hause, mei„nen Verbündeten und meinem Weibe alles „Wohlergehen.

Beringsinsel den 24ten Mai 1771.

Ochotin.

Dieser Brief ward von einem Russen vorgelesen und von dem Vater mit lauter Stimme in die Sprache der Eiländer übersetzt. Ochotins Frau weinte, „und ihre Thränen überzeugten „mich, sagt der Graf, daß die Leute, die wir „gewohnt sind Wilde zu nennen, uns zu Mu„stern der Freundschaft und Anhänglichkeit die„nen könnten.

Nachdem der Brief gelesen war, trat einer von den Russen hervor und sagte, er sey zum Kriegsbefehlhaber auf der Insel während Ochotins Abwesenheit ernannt, und zufolge seiner Aufträge stünde er mit vierzig andern Verbündeten

ten dem Grafen zu Dienste. Dieses Erbieten nahm der Graf mit Dank an.

Der Tajon seinerseits bat seinen Vater dem Grafen ein Freundschafts-bündniß mit ihm vorzuschlagen. Zu dem Ende ließ er sieben Gefäße, von Fellen gemacht, mit Wasser bringen, die Gesichter zu waschen. Eins davon nahm er selbst, fünf gab er an fünf andere Häupter, und das siebente überreichte er dem Grafen. Darauf ward Feuer gebracht, wovon jeder eine Kohle nahm und sagte: Mit Feuer gleich diesem wollen wir die Kosacken verbrennen. Der Bundeseid ward beschlossen mit Austheilung von sieben Pfeilen. Jeder zerbrach den seinigen mit den Worten: Unter uns sind Waffen unnöthig. Darauf wurden Steine gebracht und davon zum Denkmal des Bundes ein Haufen gemacht. Als dies vorbei war, bewirthete der Graf die Tajone mit Brantwein und vertheilte unter die Eiländer wol zweihundert Pfund Toback. Dem Obertajon machte er noch besondere Geschenke, wofür dieser ihm einige kostbare Felle versprach.

Gegen Abend zogen sich die Eiländer auf eine Anhöhe in der Nachbarschaft zurück und schlugen da ihr Lager auf. Sie wollten, wie Ochotins

tins Gefährten dem Grafen sagten, ein Freudenfest feiern. Der Graf ging hin dies mit anzusehen. Als er nahe bei der Anhöhe war, erblickte ihn der Tajon, kam ihm entgegen und führte ihn mitten in den Kreis, damit er das Tanzen besser sehn könnte. Dies war in der That sehr sonderbar; denn auf den Schall der Trommel gerieth die ganze Gesellschaft in Bewegung, als wäre sie rasend; und die Russen sagten, es würde nicht lange dauern bis sie alle in Schlaf fielen; dies sey die gewöhnliche Wirkung von dem Fliegenschwamm, den sie bei dieser Gelegenheit tränken. So geschah es auch bald nachher, und der Tajon selbst befand sich unter den Schlafenden. Indessen machte sein Vater, der alte Mann, eine Ausnahme. Dieser begleitete den Grafen nach Hause, welcher die Gelegenheit ergriff ihn zu fragen, was ihn bewogen habe den Knaben, dessen vorhin gedacht worden, wegzuschenken. Er antwortete: als er im vorigen Jahre zu Kadik gewesen, habe der Tajon der Insel ihm den Jungen gegeben. Dieser sey in dem großen Lande Alacksina geboren, wo ihn die Aleuten, geschworne Feinde jenes Landes, ohne Zweifel gefangen genommen hätten. Es könne schlimme Folgen für den jungen Menschen haben, wenn er bei ihm bliebe, daher

habe

habe er beschlossen gehabt sich bei der ersten Gelegenheit von ihm loszumachen

Der Graf hatte, wie vorhin bemerkt worden, dem Alten ein Gegengeschenk versprochen: das gab er ihm jetzt. Es bestand in einer schönen Flinte, einem Pfund Pulver, funfzig Kugeln, fünf Pfund Taback und einer Flasche Brantwein. Worauf sie von einander schieden.

Zwei und zwanzig von Ochotins Leuten halfen bei Ausbesserung des Schiffs. Zwei darunter waren Bötticher und wurden gebraucht die Wasserfäßer zu binden, die sie künftig sehr nöthig hatten, weil sie in einen heißern Erdstrich kamen, wo es kein Eis-wasser gab, wie sie bisher gehabt hatten.

Der Graf war neugierig das Innere der Insel kennen zu lernen, und machte sich daher mit Kusnetschown auf den Weg. Er fand schöne Ebnen, aber nicht die mindste Spur, daß sie bebaut würden. Die Bewohner dieser Insel leben bloß von gewissen Wurzeln, von Fischen und dem Fleisch der See-ottern und See-kühe. Das Holz auf der Insel ist gut und zu jeder Art von Bau tauglich. Die Wohnungen dieser Ei-

länder,

länder, wovon der Graf und sein Gefährte verschiedene besahen, gleichen völlig den Balaganen der Kamtschatkaer.

Der Tag der Abreise näherte sich. Das Schiff war ausgebessert und ward mit Hülfe von Ochotins Gefährten wieder geladen.

Der Vater des Tajons brachte ein Geschenk von sechszig Fellen und ein Kanoe von Fellen, das ganz außerordentlich leicht war, denn zwei Männer konnten es bequem tragen, ungeachtet es acht Ruder hatte. Bloß der Kiel war von Holz, das übrige von Fischbein, überzogen mit See-wolfs-fell, das Rauche auswärts, zusammengenäht mit Fäden aus See-otter-därmen gemacht.

Einige Stunden nachher kam der Tajon selbst gleichfalls mit Geschenken. Der Graf bewirthete ihn und seine Gesellschaft mit Brantwein. Als der Tajon hörte, daß der Graf im Begriff wäre abzureisen, bat er ihn um einen Brief an Ochotinen. Der Graf gab ihm den folgenden:

„Verehrungswürdiger Freund,

„Nach einer mühsamen und unangenehmen „Fahrt, bei welcher mich die Hartnäckigkeit meiner

„ner Gefährten zwang, bis zum sechs und sech„zigsten Grad nordwärts zu gehen, bin ich end„lich nach Süden umgekehrt, und habe einen „günstigen Wind benutzt, Ihre Insel zu besu„chen. Salasiow, einer von Ihren Verbün„deten, hat mir wesentliche Dienste geleistet. „Ich empfehle Ihnen denselben vorzüglich. Bei „meiner Ankunft haben mich Ihre Freunde und „Gefährten auf alle mögliche Art unterstützt, um „mein Fahrzeug zu einer langen Reise in Stand „zu setzen; und nach ihrem Beispiel haben sich „die Eiländer sehr treuherzig gegen uns bewie„sen. Insonderheit ist der Tajon Tuachta aus„nehmend freundschaftlich und aufmerksam gewe„sen. Ich wünschte, daß die Geschenke, welche ich „unter die Eiländer vertheilt habe, von größerm „Werth gewesen wären; aber ach! Sie wissen, „daß Kamtschatka das Land nicht ist, von wel„chem man mit Schätzen überhäuft weggeht. Auf„serdem bestand alle meine Habe in Pelzwerk, „woran die Eiländer keinen Mangel haben. „Während meines Aufenthalts daselbst habe ich „mit Vergnügen bemerkt, daß die Eiländer Ih„nen aufrichtig ergeben sind. Ich empfehle Ih„nen daher, daß Sie sich ihre Zuneigung so viel „möglich zu nutze machen, und möchte Ihnen „zu dem Ende rathen, daß Sie immer Ver-

„traute von diesen Leuten um sich hätten; denn „unter den Russen, welche bei Ihnen sind, wird „es immer einige geben, welche das Eigenthüm„liche ihres Landes nicht verleugnen können. „Um sich der Gefahr von Verschwörungen nicht „auszusetzen, müssen Sie Ihre Leute in beständiger Beschäftigung erhalten; und ich ergreife „diese Gelegenheit noch einmal, um zu wieder„holen, daß, wenn ich in Ihrer Lage wäre, „wenn ich zwei oder drei zu dieser Unternehmung „taugliche Schiffe hätte, ich mich nach Süden „begeben würde, wo Sie ohne Zweifel Inseln „finden werden, und die Gegend wird Ihre Ver„suche, eine blühende Pflanzung zu errichten, „unterstützen. Die Kenntniß, welche Sie von „dem Schinaschen Handel, und die Hülfsquelle „von Pelzwerk, die Sie durch Ihre Freunde in „den Aleutischen Inseln zur Unterhaltung „dieses Handels haben, müssen Sie nothwendig „in den Stand setzen, eine Niederlassung von „der äußersten Wichtigkeit zu errichten. Leben „Sie wohl, Freund, ich wünsche Ihnen alles „Wohlergeben. Verlassen Sie sich darauf, daß „ich keine Bemühung sparen werde, irgend eine „Europaische Macht zu Annehmung Ihrer Vor„schläge zu bewegen.

Moritz August.

Den

Den 25sten Juni war der Tag der Abfahrt. Salasiow und seine Gefährten wurden beschenkt. Die Kranken waren genesen bis auf zwei.

Den folgenden Tag ward der junge Amerikaer, den der Graf von dem alten Tajon zum Geschenk bekommen hatte, getauft.

Einige Tage nachher drehte sich der Wind plötzlich mit solcher Heftigkeit, daß er die Fock- und Besaan-marsstenge fortriß. Das gab eine solche Erschütterung, daß die Ladung verrückte und sechs Fäßern Wasser der Boden ausgestoßen ward. Ein großer Verlust, und das um so mehr, je näher sie der heißen Gegend kamen. Die unmittelbare Folge davon war, daß von nun an das Wasser in bestimmten und nicht reichlichen Gaben ausgetheilt werden mußte.

Dies brauchte Stefanow zum Vorwand, dem Grafen abermal Verdruß zu machen. Er kam nämlich und stellte im Namen der Gesellschaft vor, daß es an dem bestimmten Wasser, desgleichen dem Zwieback, nicht genug sey, daß die Gesellschaft zweimal so viel und obenein noch eine Gabe Brantwein verlange, um ihre Lebensgeister nicht sinken zu lassen. Diese Foderung

brachte den Grafen so auf, daß er in der ersten Hitze Stefanown drohte, ihn über Bord zu werfen, wenn er fortführe Meuterei zu stiften. Indessen besann er sich gleich wieder und suchte den unruhigen Menschen von der Ungereimheit seines Verfahrens zu überzeugen. Aber dieser achtete auf keine Vorstellungen, und verließ die Kajüte mit den gröbsten Schmähungen, ohne Zweifel in der Absicht, seinen aufrührischen Plan zur Ausführung zu bringen. Dies zu verhindern ließ der Graf die Häupter der Gesellschaft zusammen kommen, um mit ihnen zurathe zu gehn, was hiebei zu thun sey; denn da er die Leute kannte, die Stefanow an sich gezogen hatte, so konnte er wol voraussehen, daß die Sache ernsthaft werden würde. Auch waren sie kaum beisammen, als schon Nachricht kam, daß Stefanow einen Theil der Gesellschaft angestiftet habe, ein Faß Wasser anzuzapfen, um ihren Durst zu stillen. Um sie dahin zu bringen, hatte er ihnen versichert, es sey Land in der Nähe, das wisse er aus des Grafen eigenen Beobachtungen und aus den Karten, welche dieser nach Ochotins Anleitung verfertigt habe. Er wisse sehr wol die Ursache, und wolle sie ingeheim ein andermal sagen, warum der Graf beschlossen habe, hier nicht vor Anker zu gehn, aber es sey in dies=

diesem Augenblicke höchst nöthig ihn zu zwingen, daß er den Befehlen der Gesellschaft gehorche.

Diese Nachricht bewog den Grafen und seine Freunde aufs Verdeck zu gehn, und den Verschwornen zu rathen, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehren möchten; aber sie fanden sie alle bewafnet und an ihrer Spitze Stefanowu, der seine Verwünschungen wider den Grafen nicht sparte und erklärte, da die Gesellschaft ihn zu ihrem Haupte erwählt habe, so wolle er des Grafen Leben bloß erhalten, um seine Leiden zu vermehren. Darauf gab er seinen Leuten Befehl, diesen zu greifen. Zum Glück für den Grafen hatte Kusnetschow diejenigen Verbündeten, die in ihren Hangmatten schliefen, geweckt. Diese kamen die Verdeckstreppe herauf neun an der Zahl, alle bewafnet, und verhinderten die Gewaltthätigkeit. Indeß mußte der Graf mit seinen Freunden auf dem Vorderkasteel wie eingesperrt bleiben und den größten Unordnungen, die Stefanow selbst nicht verhüten konnte, zusehen. Denn die Verschwornen holten aus der Kajüte drei Fässer Brantwein, den sie theils tranken, theils verschütteten. Bei dieser Wirthschaft überfiel sie die Nacht; sie wurden alle betrunken, wußten nicht was sie tha-

ten, hörten gar nicht auf Stefanows Vorstellungen, und gingen so schlafen. Der elende Stefanow, der sich auf die Art alles Beistandes beraubt sah, stellte ihnen vergebens die Gefahren vor, denen sie sich aussetzten, wenn sie den Grafen wieder zu seinem vorigen Ansehen gelangen ließen. Dieser und seine Freunde machten sich die Verwirrung zu nutze und verschlossen die große Verdeckstreppe; und indeß der Graf in seine Kajüte ging, ward Stefanow von Panown, Sibaern und Longinown ergriffen und an den Besaan = mast geschlossen.

Den andern Morgen brachte Wynbladth die Nachricht, daß die Aufrührer in ihrer Sinnlosigkeit und von Durst erhitzt, vierzehn Fässern Wasser den Boden ausgeschlagen hätten. Jetzt blieben ihnen nur noch drittehalb Fässer übrig. Das waren die traurigen Folgen der Raserei, welche Stefanow erregt hatte. Die Freunde des Grafen riethen ihm, die Verbrecher alle greifen und schließen zu lassen. Aber sollte er das bevorstehende Elend noch durch eine offenbare Spaltung vergrößern? Das konnte er nicht übers Herz bringen.

Er ließ indessen der Stefanowschen Partei die Waffen wegnehmen, und als sie ausgeschla-

fen

ken hatten, die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck zusammen kommen, wo er ihnen Stefanows Betragen vorlegte und in starken Ausdrücken die Leiden vorstellte, denen sie jetzt ohne Rettung ausgesetzt wären. Die, welche das Wasser verschüttet hatten, wußten nichts davon bis mans ihnen sagte. Sie geriethen darüber in Verzweiflung und brachen gegen Stefanown als den Urheber aller ihrer Missethaten los. Einstimmig foderten sie seinen Tod; ein solches Ungeheuer müsse aus der Welt. Der Graf hatte Mühe das Leben des elenden Menschen zu retten. Da es aber nöthig war ihm zu zeigen, daß der Graf Macht habe, Verbrechen zu bestrafen, so trug er darauf an, daß Stefanow der Gesellschaft unwürdig erklärt und verurtheilt würde die Dienste eines Kochjungen zu thun. Dasselbe Urtheil ward über den ehemaligen Sekretair Tschudeikin ausgesprochen, der es mit Stefanown gehalten hatte. Stefanow ward darauf zu dem Hauptmast geführt, sein Urtheil zu hören. Er vermuthete sich die Todesstrafe und war so niederträchtig, daß er den Grafen um Mitleid anflehte. Nachdem das Urtheil gesprochen war, betrug er sich noch niederträchtiger, er dankte dem Grafen für die Gnade, die er ihm erwiesen. Panow gerieth über diese

Kleinmüthigkeit seines Vetters so in Wuth, daß er ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde, wenn der Graf es nicht verhindert hätte.

Zum Glück fiel den andern Tag Regen, so daß die Gesellschaft zwei Fässer mit Wasser füllen konnte. Eine große Hülfe bei ihrer jetzigen Lage. Aber dies Wasser schmeckte nach Theer, denn bekanntlich wird alles an einem Schiffe getheert, und vom Schiffe mußten sie das Wasser sammeln. Die Gesellschaft beschloß also, kein anderes Wasser als dies zu trinken und das reine für den Grafen, die Kranken, deren ein und zwanzig waren, und die Frauenzimmer zu sparen. Außerdem fanden sich noch vier Fässer Wasser, die Tschurin unter der Kajüte seiner Frau entdeckte. Ein sehr willkommener Fund, wie man denken kann. Der Graf bat aber Tschurinen, niemanden etwas davon zu sagen.

Den Tag darauf stürmte und regnete es, und sie wären in der folgenden Nacht beinah an einer Küste gestrandet, welches sie mit Tages Anbruch gewahr wurden, denn drei viertel Seemeilen vom Schiff sahen sie Brandungen. Sie näherten sich nun dem Ufer und gingen vor Anker.

ker. Kusnetschow ward mit verschiedenen andern in dem kleinen Boote ausgeschickt, an der Küste einen Hafen aufzusuchen. Aber der starke Wind zerriß das Ankerthau und trieb das Schiff ins Meer. Da wenig Hoffnung war bei so ungestümem Wetter das Ufer wieder zu erreichen, so ließ der Graf verschiedene Kanonen zum Zeichen für das Boot abfeuern. Um dieses sammt der Mannschaft nicht zu verlieren, legte er bei; da aber der Strom das Schiff mit Gewalt nach dem Lande zu trieb, ward das Besaansegel wieder aufgezogen. Das Schiff war in heftiger Bewegung und oft in der augenscheinlichsten Gefahr. So ging es die Nacht durch. Am folgenden Tage war noch nichts von Kusnetschown und seinen Gefährten zu sehn. Es wurde alle Minute eine Kanone ihrentwegen abgefeuert. Die hohen entgegen strömenden Wellen brachten viel Wasser ins Schiff, und dies konnte nur mit Mühe vor dem Umschlagen geschützt werden.

Als es gegen Abend ging und die Gesellschaft wieder eine Nacht wie die vorige besorgte, drang sie darauf, daß der Graf entweder weiter segeln, oder auch das Schiff auf eine Sandbank, die sie gesehn hatten, laufen lassen sollte. Er

stellte ihnen vor, daß es höchst unmenschlich seyn würde, neun der treusten Gefährten in einem unbekannten Lande der Gewalt der Wilden zu überlassen; er sey daher entschlossen, lieber umzukommen, als sich vom Ufer zu entfernen; er wolle nicht den Vorwurf auf sich laden, daß er seine Gefährten im Stich gelassen habe; er schäme sich ihrer Fühllosigkeit, daß sie nur daran denken könnten ihre Gefährten zu verlassen. In Betreff ihres zweiten Verlangens, so sey dies nicht möglich auszuführen, weil der Wind umgegangen sey und nicht verstatte einen bestimmten Fleck an der Küste zu erreichen. Das einzige Mittel sey also, das Schiff dem Strom zu überlassen, der es aber leicht auf ein Rief (Klippen unter dem Wasser) werfen könnte. Aus diesen Gründen sey er fest entschlossen, auf keine Weise in ihren Vorschlag zu willigen. Diese entschlossene Antwort setzte sie in Wuth, und verschiedene drohten ihm. Unter andern rief Bailakin, er wolle bald dem Streit ein Ende machen, riß darauf einem andern ein Messer aus der Hand und lief damit auf den Grafen zu. Dieser feuerte ein Pistol auf ihn ab, welches ihn wehrlos machte ohne ihn zu tödten. Hierauf wollten verschiedene Gewalt brauchen, aber sie besannen sich, als Panow, Krustiew, Baturin,

Wynbladth und verschiedene andere von des Grafen Freunden mit Pistolen hervortraten.

Nun brach die Nacht ein, ohne das Kusnetschow und seine Gefährten sich sehn ließen. Der Graf ließ also zwei Feuer anzünden und zu bestimmten Zeiten schießen. Endlich rief die Wache, daß sie schreien höre. Alle liefen hin, sich von der Wahrheit zu überzeugen und sahen zu ihrem großen Vergnügen in einer kleinen Entfernung verschiedene Flämmchen. Aus der kurzen Dauer derselben schlossen sie, es seyen ihre Gefährten, die ihre Musketen abfeuerten, und sie irrten sich nicht. Eine Viertelstunde nachher kamen sie an Bord, nicht ohne Gefahr das Boot zu zerstoßen. Ihre glückliche Rückkunft beschämte die Aufrührer, die es nicht wagen durften die Augen aufzuschlagen.

Nun erzählte Kusnetschow von seiner Rückkehr, wie schwer und mühselig sie gewesen sey. Es war in der That ein Wunder, daß ein so kleines Boot der Gewalt der See widerstehen können. Der Bericht von Kusnetschows Gesandschaft lautete so:

Eine Stunde nach seiner Abfahrt vom Schiffe erreichte er das Ufer. Es war aber nicht mög-

lich

lich zu landen, daher mußte er um eine Land- spitze rudern. Diese schützte ihn vor dem Winde und zeigte ihm zugleich einen guten Landungs- platz in einem Hafen, wo er verschiedene Böte und ein sehr großes zweimastiges Schiff vor An- ker fand. Nun landete er und traf Leute, die schinaisch gekleidet waren, blau, mit Sonnen- schirmen. Er redete sie ohne Bedenken an. Sie luden ihn ein weiter ins Land zu gehn, welches er gethan haben würde, wenn er nicht das Zei- chen zur Rückkehr gehört hätte. Nun that er alles, was sich durch Zeichen und Geberden thun ließ, um den Eiländern zu bedeuten, daß er zurückkehren müsse. Sie bezeigten kein Verlan- gen ihn zu halten; sondern alles, was er ver- stehn konnte, war ihr Wunsch ihm begreiflich zu machen, daß das Wetter gar nicht günstig wäre, um in See zu gehen, daß er am Lande bleiben und den andern Morgen zurückgehen müsse. Als sie aber sahen, daß er durchaus weg wollte, legte einer von den Eiländern die Hand auf die Brust (als ein Zeichen der Freundschaft, wie es Kus- netschow auslegte) und beschenkte ihn dar- auf mit seinem Sonnenschirm, einer Pfeife und einem kleinen Beutel mit Taback. Der Son- nenschirm war von Papier mit Oel getränkt, und mit verschiedenen schinaischen und japani- schen

schen Wortzeichen bemahlt, die Pfeife von einem zusammengesetzten weißen Metall, und der Tabacksbeutel von gesticktem Atlas. Kusnetschow hatte nichts bei sich als seinem Säbel mit silbernem Gefäß; mit diesem machte er dem Eiländer ein Gegengeschenk, worüber dieser sich sehr freute und ihm noch ein gut gestähltes Messer mit einem schön gearbeiteten elfenbeinernen Handgriffe gab. — In Betreff des Landes sagte Kusnetschow, er habe da eine Menge Schweine aber kein Hornvieh gesehn; die Hütten oder kleinen Häuser, die unweit dem Ufer standen, waren regelmäßig angelegt und sehr gut von Baumreihen beschattet; die Küste scheine gut mit Hölzung versehn.

Dieser Bericht, den die ganze Gesellschaft hörte, erweckte ein allgemeines Verlangen hier zu landen, und man bat den Grafen inständig, sein möglichstes zu thun, daß sie hier in der Nähe blieben. Dies bewilligte er um so lieber, da ihm selbst sehr damit gedient war. Aber alle Bemühungen dieserhalb waren vergebens, der widrige Wind hielt mit verdoppelter Stärke an, und trieb das Schiff schnell von der Insel weg.

Aus den Geschenken, die Kusnetschow mitgebracht hatte, konnte man schließen, daß

die

die Eiländer mit den Japanern handelten. Japan mußte also in der Nähe seyn. Daher ging der Graf mit einem Ausschusse zurathe, ob sie dahin segeln wollten. An unbekannten Inseln zu landen schien aus mehr als einer Ursache nicht rathsam; die Lebensmittel gingen auf die Neige, besonders das Wasser. Sie hatten nur noch sechs Tonnen Salzfisch und zwei Tonnen Dörrfisch, aber diese letztern fingen schon an durch die Hitze in Fäulniß zu gerathen und folglich unbrauchbar zu werden. Zwieback war gar nicht mehr da; von Regenwasser zwei und von anderm Wasser vier Tonnen; also überhaupt nur noch auf acht Tage zu essen und auf vierzehn Tage zu trinken. Der Ausschuß beschloß daher, nach Japan zu steuern, unterwegs aber bei Inseln, die sie träfen, anzulegen um so viel möglich ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Dieser Beschluß ward der ganzen Gesellschaft mitgetheilt, und von dieser aus Furcht vor Hungersnoth gern angenommen.

Meder besah den Salzfisch und versicherte, in ein oder zwei Tagen müsse alles über Bord geworfen werden, es wäre denn, daß man es zu Brei kochte, und diesen nachher zu Brod dörrte, das denn doch im Fall der äußersten Noth noch würde gebraucht werden können. Diesen

Vor-

Vorschlag billigte der Graf sehr und verlangte, daß er ausgeführt würde.

Noth macht sinnreich: man verfertigte Angelruthen, weil man von Zeit zu Zeit Fische gewahr ward, und am 6ten Juli fing man wirklich zwei Fische, die zusammen ungefähr drei Pfund wogen.

An eben diesem Tage gegen Abend hörten sie zum ersten male donnern. Man fing an die schlimmen Folgen der zunehmenden Hitze zu fürchten und viele von der Gesellschaft ließen deshalb zur Ader. Auch ward die Hitze wirklich den andern Tag so groß, daß an den Seiten des Schiffs das Pech schmolz. Diese mußten also von neuem gepecht und alle Morgen mit Aufgang der Sonne begossen werden. Auch mußten sie sich von Segeltuch einen Schirm wider die Sonne machen.

Doch dies war ihr geringstes Leiden. Am 8ten sahen sie sich schon genöthigt von dem Fischbrote, das am 5ten gebacken worden, zu essen. Es schmeckte herbe, sauer und sehr salzig; aber was sollten sie machen? Sie sahen zwar an eben dem Tage eine Menge Meerschweine, konnten aber keine davon fangen.

Es kamen vier Verbündete und baten im Namen der Gesellschaft um Verzeihung für Stefanown. Da der Graf ihrer Treue versichert war, so willigte er um so lieber in ihr Begehren, da er nichts eifriger wünschte, als die Gesellschaft zu überzeugen, wie gern er ihre Wünsche erfülle. Er ließ also einen Ausschuß von den vornehmsten Verbündeten zusammen kommen und erklärte ihnen seine Absicht, Stefanown wieder aufzunehmen. Sie waren es alle zufrieden außer Panown, welcher glaubte, der Graf würde künftig mehr als einmal Ursache haben über diesen schändlichen Mann Klage zu führen; er schäme sich eines solchen Vetters in der Seele. Der Graf ließ Stefanown kommen, machte ihm seine Verzeihung bekannt und ermahnte ihn, doch endlich einmal seinen Groll gegen ihn fahren zu lassen; er könne ja im geringsten nicht zweifeln, daß der Graf dieser sein Freund sey, da er ihm sein Leben schenke, das er in seiner Gewalt habe. Stefanow schien außerordentlich vergnügt und versicherte auf sein Ehrenwort, er wolle sich in Zukunft behutsamer aufführen. Er bekräftigte die Versicherung von seiner Reue mit vielen Schwüren, und verlangte, daß die ganze Gesellschaft mögte zusammen berufen werden, damit er in

Ge-

Gegenwart derselben seinen Fehler gestehen und um Verzeihung bitten könne. Der Graf wollte das nicht zugeben, aber er bestand darauf, und versicherte, er könne nicht eher ruhig seyn, bis er die ganze Gesellschaft überzeugt habe, daß sein Herz mit seinen Worten übereinstimme. Sein Wunsch ward ihm also gewährt. Panow wollte ihm indessen immer noch nicht trauen; er möge es wol in diesem Augenblicke aufrichtig meinen, aber man könne alles darauf wetten, daß er, ehe noch acht Tage vergingen, neue Beweise seines schlechten Herzens geben würde; der Graf möge doch ja kein Vertrauen auf einen so elenden Menschen setzen.

Ein neuer Unfall betraf die Gesellschaft: zwei von den Wasserfässern waren von der Hitze losgetrocknet, und aus einem war das Wasser alle, aus dem andern bis auf den dritten Theil ausgelaufen. Welch ein Verlust unter den gegenwärtigen Umständen! Es blieben ihnen jetzt nur noch drei Fässer und einige Töpfe mit Wasser übrig; und ihr ganzer Speise-vorrath bestand aus neun hundert Pfund theils Fisch, theils Fischbrot. Diese Nachricht machte dem Grafen unbeschreiblichen Kummer; und die Bemühung diesen vor seinen Gefährten zu verbergen, nebst

den unaufhörlichen Mühseligkeiten, denen er sich unterziehen mußte, hatten seine Kräfte so erschöpft, daß er in der folgenden Nacht mehr als einmal einer Ohnmacht nahe war. Auf Regen oder Thau war gar nicht zu hoffen, denn es war zum Unglück ganz trocken Wetter. Ob Land in der Nähe sey, wußte der Graf nicht und konnte also darauf keine Hoffnung bauen.

Mit Tages Anbruch ließ er die ganze Gesellschaft zusammen kommen, um sie mit ihrer traurigen Lage bekannt zu machen und ihnen vorzuschlagen, daß sie sich täglich mit einem halben Pfunde Fisch und einer halben Flasche Wasser begnügten; und um sie von der Nothwendigkeit dieser Einrichtung zu überzeugen, ließ er den ganzen Fisch-vorrath aufs Verdeck bringen. Es fanden sich unglücklicher weise nur vier hundert sechszig Pfund statt neun hundert; auch des Wassers war viel weniger als drei Fässer. Hierüber gerieth die Gesellschaft in Verzweiflung; es sey nicht möglich, sagte sie, von so weniger, und noch dazu solcher Kost das Leben zu erhalten; der gedörrte Fisch errege Durst und sie hätten nichts zu trinken. Das war nur zu wahr. Um allem Streite über die Vertheilung vorzubeugen, ließ der Graf den gesamten Vorrath auf

der

der Stelle unter die Gesellschaft austheilen, und jeder bekam zu seinem Antheil ungefähr vier drei viertel Pfund. Den Zwieback, ob er gleich verdorben war, behielt der Graf für die Frauenzimmer zurück. Verschiedene weinten bitterlich als sie ihren Antheil in Empfang nahmen; andere fluchten auf die, welche sie von Kamtschatka weggeführt hätten. Man denke sich die Lage des armen Grafen!

Ein paar Tage nachher erhob sich der Wind stark, der Himmel war umwölkt, und es blitzte und donnerte unaufhörlich. Unter diesen Umständen hätten sie eigentlich beilegen müssen, aber das gestattete ihre Lage nicht; sie hatten nichts zu essen und mußten suchen weiter zu kommen. Der Graf munterte also die Gesellschaft auf fortzuarbeiten; zum Unglück aber waren sie alle so muthlos, daß er verzweifelte das Schiff unter dem Winde halten zu können.

Auf diesen fürchterlichen Tag folgte eine noch fürchterlichere Nacht; alles, was eine Seereise schreckliches haben kann, vereinigte sich in derselben. Das Fock- und Besaan-mars-seael wurden auf einmal von ihren Raaen weggerissen, und dies Getöse vermehrte die Furcht der Gesellschaft.

Ein heftiger Windstoß über den andern drohte das Schiff ganz zu entmasten; keiner hatte das Herz hinaufzugehen und die Bramsegel einzunehmen. Endlich ward der Besaanmast von einem Blitz, der aber nicht zündete, zersplittert. Das Verdeck war beständig mit Wasser angefüllt; und wäre der Wind so plötzlich umgegangen, als dies oft der Fall ist, so wären unsere Seefahrer ohne Rettung verlohren gewesen; zum Glück aber blieb er wie er war.

Den andern Tag brachten Panow und Krustiew die traurige Nachricht, das verschiedene ihren Vorrath von Lebensmitteln verzehrt hätten und nun in Gefahr wären Hunger zu sterben, wenn der Graf keinen Ausweg wüßte; es wäre schon zu Ausbrüchen der Verzweiflung gekommen. Der Graf rieth, einige See-otterfelle zu kochen, und sie mit Thran zu bereiten. Es ward zuerst ein Versuch mit Einem Felle gemacht; dies ward abgebrühet, gereinigt und dann gekocht. Es war genießbar, wenigstens insofern, daß es vor dem Hungertode schützen konnte; der Graf ließ es daher sogleich unter die hungrigen Verbündeten vertheilen. Sie fielen nun mit solcher Gierigkeit über die Zubereitung dieses Mahls her, daß sie Sturm und

Dienst

Dienst vergaßen, so daß der Graf und die Vorgesetzten alle Arbeit selbst verrichten mußten.

Den andern Tag kamen die Gefährten des Grafen und dankten ihm, daß er ihnen etwas zu essen verschafft hätte. Da nichts anders am Bord war, so mußten auch für die Kranken, deren es jetzt neun und zwanzig gab, einige Felle zurechte gemacht werden. Meder erzählte, daß verschiedene ihre Schuhe und Halbstiefel gewaschen hätten, und daß davon in dem Augenblicke über zwanzig Paar im Topfe wären. Der Graf konnte bloß seufzen, über diesen Jammer, der in vier und zwanzig Stunden durch den Mangel an Wasser noch sehr vermehrt werden mußte.

Den folgenden Tag klärte sich das Wetter almälig auf und die Sonne blickte von Zeit zu Zeit durch. Man öffnete die Verdeck-luken und lüftete das Schiff. Darauf ward der Wrack von dem zersplitterten Besaanmast weggeschafft und ein anderer an seine Stelle gesetzt, wozu man eine große Braamstenge brauchte, die der Graf noch in Kamtschatka eingetauscht hatte. So kraftlos die Leute waren, so wurden sie doch vor Abend mit dieser Arbeit fertig. Die Frauenzimmer packten unterdeß die Felle aus. Es

waren ihrer von See-ottern sieben hundert zwanzig, von Füchsen zwei hundert acht und sechzig, von Zobeln neunzehn hundert. Sie wurden sämtlich unter die Gesellschaft vertheilt.

Ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihnen: sie sahen eine Menge Seetang (ein Kraut) schwimmen, und Vögel, die Adlern glichen; es mußte also wol Land in der Nähe seyn. Sie fühlten sich durch diese Erscheinung gestärkt. Auch zogen sich die Wolken im Süden zusammen, und sie sahen mit Ungeduld einem Regenguß entgegen; aber diese Erwartung schlug leider fehl.

Den folgenden Tag, es war der 14te Juli, zeigte Meder an, daß nicht mehr als funfzig Nössel Wasser vorräthig seyen, wovon nach seiner Meinung die Hälfte für die Kranken gespart werden müsse. Dies geschah, und das übrige ward unter die Gesunden vertheilt. Diese nahmen es gierig hin; einige tranken es auf der Stelle aus, andere verwahrten es.

Den armen Grafen verließ nun auch seine letzte Stütze, die Hoffnung. Von Hunger entkräftet, sah er seinen Tod vor Augen. Er hatte

die Nacht durchgewacht, um sich an der kühlen Luft etwas zu laben. Jetzt legte er der Gesellschaft seine Karte vor, und zeigte ihnen, daß sie noch drittehalb bis drei hundert Meilen von der Japanischen Küste entfernt wären, welches noch, selbst bei günstigem Winde, auf den man gar nicht sicher rechnen könne, sechs bis sieben Tage erfodern würde; er glaube nicht, daß er so lange leben werde, und wolle ihnen daher den Weg zeigen, den sie nehmen müßten, falls sie ihn überleben sollten. Diese Offenherzigkeit rührte die Gesellschaft innigst, und alle drängten sich, ihm einen Theil ihres Vorraths anzubieten. Dem Grafen blutete das Herz. Sudiakow erklärte, er habe sich drei Salzfische und einen Krug Wasser gespart, die müsse der Graf annehmen. Diese edle Handlung fand allgemeinen Beifall, und Sudiakow ward von der Gesellschaft von nun an nicht anders als der Großmüthige genannt. Der Graf, da er durchaus etwas nehmen sollte, nahm nur die Hälfte von dem Geschenk.

Den 15ten gegen Abend ward vom Mastkorbe herunter Land! gerufen. Jedermann eilte augenblicklich hinauf, aber es war schon zu dunkel, als daß sie etwas hätten sehen können.

Die beiden Leute, welche die Entdeckung gemacht zu haben glaubten, sagten, das Land läge gegen südwesten. Der Graf ließ sogleich alle Segel aufsetzen und die Nachtwache verdoppeln. Sie machten diese Nacht über vier und zwanzig Meilen; den andern Morgen aber wurden sie mit Betrübniß gewahr, daß sie Wolken für Land angesehen hätten. Aber des Grafen Hund, Nestor, der auf dem Vorderkasteel stand, bellte unaufhörlich und schnupfte die Luft ein. Meder behauptete, dies sey ein sicheres Zeichen von nahem Lande. Kusnetschow stieg hinauf in den Mastkorb und schwur, er wolle nicht eher wieder herunter kommen, bis er Land gesehen hätte. Dies war um fünf Uhr. Um acht Uhr rief er: Land! aber einen Augenblick nachher widerrief er; es sey ein Gewölk. Um neun rief der junge Amerikaer Zacharias, der unten war: Alacksina! Alacksina! und riß den Grafen mit sich fort nach dem Vorderkasteel. Dieser konnte aber nichts sehn; und Kusnetschow eben so wenig. Der Graf schickte Zacharias auf den Mastkorb und gab ihm sein Seh⸗rohr mit. Um halb zehn rief Kusnetschow endlich Land! Der Graf stieg selbst hinauf und ward sogleich überzeugt, daß endlich die Stunde der Milderung ihres Elendes geschlagen habe. Um elf Uhr lag

ihnen

ihnen das Land vor Augen und sie legten sich eine Viertelmeile von der Küste vor Anker.

Man kann denken, daß sie den andern Morgen in aller Frühe hinschickten, das Land zu untersuchen und — Wasser zu holen. Die Abgesandten brachten nicht nur dies, sondern zugleich die erfreuliche Nachricht, daß sich eine Menge Schweine und Ziegen auf der Insel fände, und daß es auf der Nordseite eine sehr bequeme Bucht gäbe; in welche sie denn auch denselben Tag noch einliefen.

Diese Insel war in der That ein kleines Paradies; es fanden sich da, außer den Thieren, die schon genannt worden, auch sehr gute Fische, schöne Früchte, und besonders eine Menge Kokosnüsse, Pomeranzen, Ananas und Pisang. Das Wasser war ganz vortreflich; daher gab die Gesellschaft dem Eilande den Namen der Wasserinsel. Der Graf, der so wenig in der Freude als in der Noth sein Ziel aus den Augen verlohr, trug am dritten Tage darauf an, so bald sie den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln eingenommen hätten, wieder unter Segel zu gehn und ihren Weg nach Manila, einer von den philippischen Inseln, zu nehmen, von wan-

nen sie am leichtesten nach Europa würden zurück kehren können. Seine Gefährten, die der Sinnlichkeit mehr Raum gaben wie der Vernunft, nahmen diese Erklärung sehr kalt auf: sie bedürften, sagten sie, vors erste der Ruhe; nachher wollten sie überlegen, was zu thun sey.

Die Bezauberung, worein die schöne Insel sie versetzt hatte, ward vollendet, als sie den andern Tag einige Stücke Bergkristall fanden, desgleichen Steine, die Metall-theile enthielten, sehr schwer waren und wie Gold glänzten. Sie schlossen: da es hier auf der Oberfläche Kristal gäbe, so müßten in der Erde Diamanten seyn; und das gefundene Erz könne nichts anders als Gold seyn. Umsonst stellte ihnen der Graf vor, daß der Schein oft trüge; daß Bergkristall sich nicht in Diamanten verwandle, und daß die scheinbare Goldstufe vielleicht nichts anders als Markassit sey: sie hörten nicht darauf; das Blendwerk hatte sich ganz ihrer Seele bemeistert. Ihrer fünfe traten hervor und erklärten im Namen der Gesellschaft: da sie von den Leiden und Beschwerden der Reise erschöpft wären, so wollten sie auf dieser Insel einige Monate bleiben, und dies um so lieber, da hier Lebensmittel im Ueberfluß wären; diese ganze Zeit über wollten

sie

sie sich mit graben beschäftigen, um eine Menge Erzstufen zu sammeln; sie wollten ferner die Felsen sprengen, um zu den Kristall-schichten zu kommen, und so eine Menge Gold und Diamanten zusammen zu bringen, womit sie in Europa viel machen könnten. Sie schwuren, daß sie von diesem Vorsatze nicht abgehen würden, und verlangten des Grafen Einwilligung. Dieser versprach ihnen auf den andern Morgen Antwort.

Unterdessen ging er mit seinen Freunden zurathe, wie er sich hiebei zu nehmen habe. Sie riethen ihm, das Recht des Stärkern anzuerkennen und sich dem Willen der Gesellschaft zu fügen; da die Leute am Lande wären, so würden sie keinen Gründen Gehör geben; ihre Hartnäckigkeit sey dem Grafen nur zu bekannt, so daß er Ursache habe das äußerste zu fürchten. Dies war ein schlechter Trost für den Grafen; denn gab er diesmal nach, so hatte er auf immer nachgegeben, und war allen möglichen Ränken und Verschwörungen ausgesetzt. Er sann also während der Nacht auf ein Mittel sich aus dieser nicht geringen Verlegenheit zu ziehn.

Schon mit Tages Anbruch versammelten sich die Verbündeten um sein Zelt und verlangten seinen Entschluß. Er sagte ihnen, er habe beschlossen

schlossen, die Erzstufen untersuchen zu lassen, ob sie Gold enthielten oder nicht; er halte es für sehr ungereimt, Steine zu sammeln, die man zu nichts brauchen könne; sie möchten also zwei Sachverständige zu dieser Untersuchung ernennen. Fände sich Gold in dem Erze, so sey er entschlossen so lange auf der Insel zu bleiben, als sie wollten. Die Entdeckung des Kristalls helfe aber zu nichts; Kristall finde sich nie in Diamantgruben.

Die Leute waren so fest überzeugt ihre Steine seyen Gold, daß sie mit dieser Antwort zufrieden waren und zweien Goldschmieden, Andreanown und Ribnikown die Untersuchung auftrugen. Dies schien in der That über eine Menge so eigensinniger Leute viel gewonnen, und des Grafen Freunde wünschten ihm Glück dazu. Aber die Freude dauerte nicht lange. Noch denselben Nachmittag ward dem Grafen angezeigt, daß Stefanow einen Theil der Gesellschaft versammelt, sehr nachdrücklich mit ihnen geredet und sich mit ihnen in das Holz begeben habe, um ihnen da einen Eid abzunehmen. Der Graf ließ seine Freunde, sechs und dreißig an der Zahl, zusammen kommen, um die nöthigen Wachen während der Nacht auszustellen.

Den

Den andern Morgen kamen die, welche hatten auf die Jagd gehen sollen, und meldeten, sie hätten nichts gesehen. Sie waren aber nicht auf der Jagd, sondern bei Stefanown gewesen. Der Graf verbiß seinen Unwillen. Als er aber erfuhr, daß auch die, welchen die Ausbesserung der Fässer und Segel aufgetragen worden, nicht hätten arbeiten wollen, riß ihm die Geduld, und er beschied die ganze Gesellschaft auf den Nachmittag zu sich.

In dieser Versammlung legte er in starken Ausdrücken dar, in welcher mislichen Lage sich die Gesellschaft befände, und wie viel Mühe er sich immer gegeben habe, ihren Wünschen zu willfahren. Er beklagte sich über ihre Undankbarkeit gegen ihn, die sich abermal durch einen Aufstand verrathe; er zeigte, daß der Eigensinn derer, die nicht arbeiten wollten, die traurigsten Folgen haben müsse; und endlich fragte er, was sie denn zu einer Entschließung gebracht habe, die sich für Männer von Muth und Ehre so wenig schicke?

Hier wiesen verschiedene auf Stefanown und riefen: „Sprich! wir wollen dich unterstützen.“ Nun fing dieser Elende an auf den Grafen

ten loszuziehn, und drohte sowol ihm als Panown mit augenblicklichem Tode. Der Graf unterbrach ihn und hielt eine Rede an die Gesellschaft, worin er für ihre bisherige Theilnehmung an seinen Mühseligkeiten dankte, und zugleich erklärte, daß er Befehlshaber bisher nur aus dem Grunde geblieben sey, um auf einer mühsamen und gefährlichen Reise ihr Leben zu erhalten; da aber die größte Gefahr jetzt vorüber sey, so wolle er sein Amt ganz niederlegen, und sie könnten nur ein ander Haupt wählen. Was ihn selbst betreffe, so wolle er, da er von so ehr- und treulosen Menschen weiter nichts zu hoffen habe, sie verlassen und lieber unter wilden Thieren als in der Gesellschaft so undankbarer Menschen leben, die sich in Zukunft nothwendig allen Verbrechen und Schandthaten ergeben müßten. Hierauf ging er weg mit den Worten: „Wer mich liebt, der folge mir." Dies thaten außer denen, von deren Treue er versichert war, noch zwei und zwanzig, die bisher unschlüssig geschienen hatten, zu welcher Partei sie sich schlagen sollten, so daß er bei der Rückkunft in sein Zelt zwei und funfzig Mann bei sich hatte, und sechs waren am Bord. Er hatte also von den Verschwornen nichts zu fürchten

ten und konnte während der Nacht ruhig über-legen, zu was für Mitteln er zu greifen habe.

Mit Anbruch des Tages kamen Abgesandte von Stefanows Partei und meldeten, sie wären Meister vom Schiff und hätten es jetzt in ihrer Gewalt den Grafen im Stiche zu lassen; aber sie hätten edlere Absichten, sie wollten ihn für ihr Haupt und ihren König erkennen, wenn er ihnen versprechen wollte bei ihnen auf der Insel zu bleiben. Zum Beweise, daß sie nicht gekommen wären ihn zu täuschen, sollten drei von ihnen bei ihm bleiben; und sobald sie seinen Entschluß wüßten, wollten sie ihm Stefanown ausliefern, damit er von dem nichts zu fürchten habe.

Die Wegnahme des Schiffs setzte den Grafen in Bestürzung, aber er verbarg diese so gut er konnte. Sein Untergang schien unvermeidlich, denn was konnte er auf einer unbewohnten Insel ohne Schiff anfangen. Um indeß zu sehen, ob er nicht noch etwas über diese hartnäckigen Leute vermöge, lud er sie zu einer Versammlung ein, wo er sprechen wolle wie es ihm ums Herz sey. Sie kamen sogleich zusammen, außer Stefanown und noch zehn andern, die am

Bord

Bord blieben. Er stellte ihnen vor, daß niemand unter ihnen eifriger als er selbst wünschen könne, sich auf dieser glücklichen Insel niederzulassen, daß aber verschiedene Betrachtungen ihn abhielten diesen Entschluß zu fassen. Die Gesellschaft bestehe aus einer großen Anzahl von Männern und nur acht Frauenzimmern; dieses Misverhältniß hindere alle Verbindung, und habe ihn abgehalten, ihnen mit dem Vorschlage zur Niederlassung auf dieser Insel entgegen zu kommen. Da sie aber, wie er sähe, ihren Entschluß gefaßt hätten, so wolle er sich darein ergeben, doch unter einer einzigen Bedingung.

Hier riefen sie alle: Hört! Hört!

Der Graf fuhr fort: seine Absicht sey, nach Japan zu segeln, dort nahe bei einer Stadt zu landen, und da so viel Weiber nebst Korn und Vieh als sie nur habhaft werden könnten, wegzunehmen. Wollten sie ihn bei diesem Vorhaben unterstützen, so verspräche er heilig, sich mit ihnen auf der Insel niederzulassen. Ein einziger Monat reiche hin diesen Entwurf auszuführen.

Kaum hatte der Graf die letzten Worte gesprochen als sie alle riefen: Lange lebe unser

Haupt,

Haupt, lange lebe unser Anführer! Und darauf kamen sie einer nach dem andern, ihm die Hand zu küssen.

Als der Graf sah, daß sie so weit wieder gewonnen waren, verlangte er, daß sie an Bord gehen und Stefanown herüber holen sollten, damit dieser Rasende nicht seine schönen Thaten durch Anzündung des Schiffs krönen möchte. Diese Furcht ergriff ihre Seelen so schnell, daß sie augenblicklich nach dem Landungsplatze hinstürzten. Als Stefanow seine Partei laufen sah, glaubte er, daß sie von des Grafen Leuten angegriffen würden, und kam ans Ufer ihnen beizustehen; aber wie groß war sein Erstaunen, als seine eigene Partei sich seiner bemächtigte und ihn zu dem Grafen brachte, der ihn einsperren ließ. Doch ward er den folgenden Tag wieder losgelassen unter der Bedingung, daß er die ganze Gesellschaft öffentlich um Verzeihung bitten und von allen Geschäften ausgeschlossen seyn sollte. Nun erneuerte die Gesellschaft dem Grafen den Eid der Treue und des Gehorsams, und dieser schwur seinerseits, daß er, sobald der Anschlag auf Japan ausgeführt wäre, nach der Wasser-insel zurückkehren und sich da mit der Gesellschaft niederlassen wolle.

Nun ging jeder wieder mit Freuden an seine Arbeit, Jäger, Fischer, Fruchtsammler u. s. w. und nahmen sogar die Nacht mit zu Hülfe. Die Untersuchung der Erzsteine ward bis zur glücklichen Wiederkunft, an welcher niemand zweifelte, ausgesetzt. Sie brachten Lebensmittel auf einen Monat zusammen. Der Graf errichtete ein Kreuz, worauf er seinen Namen, seine Schicksale, den Tag seiner Ankunft auf dieser Insel und die Beschaffenheit derselben schrieb. In der Nacht vom 22sten auf den 23sten Juli segelten sie mit dem schönsten Winde ab. Nun konnte der Graf wieder einmal ruhig schlafen; er war aller Sorgen entledigt, und Fröhlichkeit herrschte unter seinen Gefährten.

Nach einigen Tagen sahen sie verschiedene Büsche schwimmen; sie zogen mit Haken einige derselben an sich und fanden an Einem ein Stück Seide sitzen; ein Zeichen, daß sie nicht mehr weit von Japan waren. Auch kamen sie wirklich den andern Tag, den 26sten Juli einer Insel so nahe, daß sie das kleine Boot auf Kundschaft dahin schicken konnten. Die Insel war nicht bewohnt, aber es fanden sich da verschiedene Hütten von Brettern und um dieselben herum eine Menge Fischgräten, woraus sie schlossen, daß

die Japaner diese Insel bloß des Fischfangs wegen besuchten.

Darauf kamen sie in eine Straße, wo auf beiden Seiten Inseln waren, und wo sie in der Nacht an allen Küsten Feuer sahen. Den 28sten liefen sie in eine Bucht ein, wo sie gleichsam in einen Wald geriethen; denn es waren da wol tausend Fahrzeuge, die sich alle mit Fischerei beschäftigten und sich auch durch die Ankunft unsers Schiffs gar nicht stören ließen. Einige, die demselben nahe kamen, riefen: Feiassei tu Holland, Feiassei tu Sindzei; und andere riefen Namandabuz.

Einige Stunden nachher näherte sich unsern Reisenden ein sehr hübsch gebautes Schiff und grüßte sie; die Masten waren mit Wimpeln und verschieden-färbigen Flaggen geschmückt, die Inschriften hatten. Es ließ sich mit den Leuten auf diesem Fahrzeuge keine Unterredung anknüpfen, weil niemand von unsern Kamtschatkaern japanisch verstand. Als der japansche Schiffshauptmann dies merkte, schickte er seine Jölle mit Stricken, und aus den Geberden seiner Matrosen sahen sie, daß sie ihnen einbugsiren helfen wollten. Sie ließen daher zwei An-

kertaue in die Jölle, welche diese nach ihrem Fahrzeuge brachte. Dieses ließ darauf sogleich die Segel herunter und bugsirte mittels achtzig Ruder und darüber unsere Seefahrer mit unglaublicher Schnelligkeit bis ans Ufer, wo der Graf die Anker fallen ließ. Die Jölle brachte die Ankertaue zurück. Der Graf lud diese dienstfertigen Leute ein an Bord zu kommen, aber sie schlugen es ab; wollten auch kein Geschenk annehmen, sondern wiesen auf ihren Hals, als wollten sie sagen, es wäre ihnen bei Todesstrafe verboten.

Unsere Reisenden waren also jetzt an der für die Europäer so gefährlichen, den meisten Europaischen Völkern ganz untersagten Japanischen Küste. *) Wir wollen doch die Ursachen

*) Von hier an bis dahin wo die Erzählung zu unsern Seefahrern zurückkehrt ist man Kämpfern oder vielmehr dem Auszuge aus seiner Reise nach Japan gefolgt, der sich in der Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, 5ter Bd. Nürnberg 1782, befindet, und wo auch die in eben dem Jahr in Breslau herausgekommenen kritischen und philosofischen Bemerkungen über Japan und die Japaner benutzt sind.

chen dieser Strenge, so wie bei dieser Gelegenheit das merkwürdige Japan über'aupt etwas näher kennen lernen.

* * *

Ein Portugallisches Schiff ward im Jahr 1542 auf einer Reise nach Schina, nach Japan verschlagen; dies gab die erste Bekanntschaft zwischen den Europaern und Japanern. Damals war dies Land den Fremden noch nicht verschlossen; die Portugaller benutzten also ihre Entdeckung zu einem für sie sehr vortheilhaften Handel und tauschten für europaische und indische Natur- und Kunst-erzeugnisse viel japanisches Gold ein. Kein Wunder! Ihre Waaren gingen frei durch das ganze Land, waren neu, waren selten, und die Verkäufer versahen sich nicht im Fodern.

Besonders fand Eine Waare viel Beifall und half die übrigen mit verkaufen, so wie diese übrigen ihr wiederum Eingang verschaften: Der christliche Glaube. Dieser empfahl sich noch besonders durch den Pomp bei dem sogenannten Gottesdienst, durch den Werth der Sittenlehre, die mit ihm verbunden ward und durch die Sittsam-

keit der Lehrer und ihre Mildthätigkeit gegen Arme und Kranke.

Die Portugaller selbst machten hier nicht minder Glück als ihre Waaren. Die Japaner fühlten sich durch eine natürliche Neigung zu ihnen hingezogen; beide Völker haben viel Aehnliches in der Denkungs-art mit einander, auch wohnen beide unter einerlei Polhöhe. So geschah es, daß den Portugallern hier alle ihre Unternehmungen gut von statten gingen; daß sie sich mit den Töchtern der reichsten Bürger verheiratheten; daß ihr Handel den erwünschtesten Fortgang hatte, so daß sie jährlich über drei hundert Tonnen Goldes ausführten.

Aber sie konnten ihr Glück nicht lange ertragen, und es war noch kein halbes Jahrhundert vergangen, als sie schon den Japanern unerträglich waren. „Sogar die zum Christenthum über„getretenen, erzählt Kämpfer, wurden schwürig „darüber, daß die Geistlichen so eifrig Reichthum, „äußern Glanz und Ehre suchten, und die Welt„lichen bei ihrem Handel den unbilligsten Wu„cher trieben. Die vornehmen Geistlichen woll„ten nicht mehr zu Fuße gehn, sondern in präch„tigen Sänften getragen seyn; und als einst der

christ-

„christliche Bischof dem ersten Reichsrathe begeg„nete, unterließ er, demselben durch Stillhalten „der Sänfte oder Austreten aus derselben nach „Landessitte seinen Respekt zu bezeugen, und „befahl seinen Trägern vorbeizugehen. Der „Reichsrath beschwerte sich über diese Insolenz „bei dem Kaiser, und schon gleich im folgenden „Jahre 1597 mußte die Portugallische Nazion „die höchste Ungnade empfinden, indem auf ein„mal sechs und zwanzig Personen, und darun„ter zwei Jesuiten und verschiedene Franziska„ner gekreuzigt wurden. Nächstdem wurden die „Portugaller auch deswegen verfolgt, weil ihre „Religion mit keiner von den einheimischen zu „vereinigen war, und daher große Störung der „öffentlichen Ruhe und Verwirrung der Landes„verfassung befürchten ließ; wie denn auch die „neuen Christen schon angefangen hatten, ihre „übrigen Landsleute zu verdammen, die heidni„schen Priester zu verfolgen, die Götzenbilder „niederzureißen und zu zerbrechen."

Kein Wunder, daß bei solchen Umständen die Regierung der Ausbreitung des christlichen Glaubens Einhalt zu thun suchte. Zuerst verbot man sie hart; dann befahl man den Statthaltern und Landesfürsten ihre Unterthanen an-

zuhalten, daß sie dem neuen Glauben entsagten. Diese verboten den Portugallern, mehr Pater (Väter, eine Ehrenbenennung der Jesuiten und anderer Ordensgeistlichen) einzuführen, und die schon da waren, sollten das Land räumen. Aber dies geschah so wenig, daß sich nur noch mehr Pater ins Land schlichen. Unter diesen waren einige Franziskaner, die dem kaiserlichen Verbote zuwider in Miako, einer von den fünf vornehmsten Städten des Reichs eine kleine Kirche errichteten und dem Volke auf öffentlicher Straße ihre Predigten vorlasen.

Dies zog den Christen eine höchst grausame Verfolgung zu, die über vierzig Jahr währte und sich nur mit der ewigen Verbannung der Portugallischen und Kastilischen (Spanischen) Nation, womit jene damals vereint war, *) endigte. Zwar wollte der Hof anfänglich nicht die

*) Portugall ward 1581 von Philipp II. zu einer Spanischen Provinz gemacht und blieb es bis 1640, wo es sich nebst seinen Nebenländern, die einzige Festung Ceuta in Afrika ausgenommen, der Spanischen Herrschaft wieder entzog, und den Herzog Johann von Braganza zu seinem Könige machte, dessen Haus noch jetzt da regirt.

die Nation, sondern nur ihren Glauben los seyn; man wollte sich nicht die vielen guten Waaren, welche die Portugaller einführten, um dieser einzigen schlechten willen entziehn, und man glaubte, jene nicht anders als durch diese Nazion erhalten zu können. Daher schickte man die Geistlichen fort und gestattete den Kaufleuten zu bleiben; doch nicht überall im Reiche, sondern nur an Einem, für sie erbauten und verschlossenen Orte, Desima, einer bei der Stadt Nagasacki am Hafen hervorragenden Klippe oder Insel. Aber zum Unglück ließen diese sich mit den einheimischen Christen wider die Person des Kaisers in eine Verschwörung ein; und diese ward entdeckt. Die Holländer nämlich, welche ebenfalls völlige Handelsfreiheit in Japan erlangt hatten und gerade damals mit den Portugallern in Krieg begriffen waren, fanden auf einem eroberten Schiffe dieser Nazion ein verrätherisches Schreiben von dem in Nagasacki wohnenden Portugallischen Hauptmann Moro an den König von Spanien. Dies überlieferten sie, um sich an ihren Feinden zu rächen, der Obrigkeit. Aus diesem Briefe sah man, daß es Japanische Christen waren, welche sich wider den Kaiser verschworen hatten, daß diesen Portugallische Schiffe und Truppen

und der päpstliche Segen zu glücklicher Ausführung ihres Vorhabens versprochen worden. Ein anders von einem Japanischen Schiffer aufgefangenes Schreiben von eben dem Hauptmann Moro an die Portugallische Regierung zu Makao *) bestätigte die Verschwörung. Der Urheber beider Briefe ward an einem Pfale lebendig gebraten und verbrannt, und im Jahr 1637 erschien eine kaiserliche Verordnung, wodurch allen Fremden das Land auf ewig verboten wurde. Mit vieler Mühe erhielten sich die vornehmsten Portugallischen Kaufleute, die den gewinnreichen Japanischen Handel so ungern als ihr Leben verlohren, auf der Insel Desima bis ins Jahr 1639. In diesem mußten alle noch übrige Portugaller samt ihren entferntesten Verwandten das Land räumen. Sie und die Kastilier wurden für Erbfeinde des Reichs erklärt und zugleich die Einfuhr aller in Spanien und Portugall erzeugter und verarbeiteter Waaren, bloß die Spanischen Weine zum Verbrauch des Hofes ausgenommen, auf ewig verboten. Man wußte, daß man alle bisher von den Portugallern einge-

*) Auf einer Schinesischen Insel in der Mündung des Flußes Kanton.

geführte Waaren von den Holländern erhalten konnte.

Wie ernstlich es mit dieser Verfügung gemeint war, das erfuhr die Portugallische Regierung zu Makao, als sie im Jahr 1640 einen Versuch machte den Zorn des Kaisers zu besänftigen. Ihre beiden Abgesandten nebst ihrem Gefolge von drei und siebzig Personen wurden, sobald sie in dem Hafen von Nagasacki eingelaufen waren, in Verhaft genommen und auf Befehl des Kaisers sämmtlich enthauptet, nur zwölf der geringsten Bedienten ausgenommen, die man zurückschickte, damit sie von dem Schicksal ihrer Herren und Gefährten Nachricht geben und die Drohung überbringen könnten, man wolle es dem Könige von Portugall oder dem Gotte der Christen (dem Papste) nicht besser machen, wenn sie sich jemals unterstünden den Japanischen Boden zu betreten.

Aber nicht genug, daß man den Fremden den Eintritt ins Land versagte, man verbot auch durch die Verordnung von 1637 den Einheimischen, auf Reisen zu gehen, damit sie nicht Grundsätze, welche der Regierung gefährlich werden könnten, aus der Fremde zurückbringen,

oder

oder auch auswärts eine Verschwörung wider den Hof anzetteln möchten.

Als man nach der vorhin erzählten Landesreinigung bei Hofe erfuhr, daß die Portugaller bei den Nachbaren der Japaner, den Schinesischen Regenten, großen Eingang gefunden hätten, wurden auf allen hohen Bergen Wachthäuser angelegt und diese mit beständigen Wachen versehen, welche, sobald sie in der See über zehn Schiffe bei einander erblicken, ein Feuer anzünden müssen, so daß in vier und zwanzig Stunden die nöthige Nachricht über die Gebirge nach der kaiserlichen Residenz Jedo gebracht und die schleunigste Gegenwehr veranstaltet werden kann.

Die Holländer machten sich den Sturz der Portugaller zu nutze so gut sie konnten, und erhielten wirklich durch die vielen Opfer, welche sie brachten, daß der Hof seinen Entschluß schlechterdings alle Christen auszuschließen, änderte. Sie bemühten sich, dem Hofe und den Großen auf alle Art gefällig zu werden. Sie spatten keine Kosten, um die größten Seltenheiten als ein jährliches Geschenk nach Hofe zu schicken, vorzüglich ganz sonderbar gefärbte und

ge-

gestaltete Thiere, als wonach die vornehmen Japaner eine lächerliche Begierde bezeigen. Sie gehorchten ohne Widerrede dem kaiserlichen Befehl, der ihnen im Jahr 1638 auferlegte, ihre von Steinen aufgeführte Wohnung nebst einem solchen Packhause auf Firando *) in größter Eile niederzureißen, weil diese Gebäude nach dem Landesgebrauche zu prächtig waren, und weil sie im Giebel die Jahrzahl nach Christi Geburt führten. Ja eben dem Jahre ward ihnen zugemuthet, dem Reiche in Ausrottung der einheimischen Christen behülflich zu seyn; auch dazu ließen sie sich bereit finden. Vierzig tausend von diesen Christen hatten sich aus Furcht vor dem Märtirer-tode in eine alte Festung geworfen; die Holländer halfen den Japanern diese Festung beschießen und liehen ihnen Kanonen dazu. So gewannen sie festen Fuß in Japan.

Indessen traute man ihnen nicht; man dachte: Europaer, die Europaer, und Christen, die Christen könnten vertilgen und verbannen helfen, möchten wol einem fremden Kaiser eben so wenig

*) Der Insel, wo sie zuerst landeten und die Freiheit sich da niederzulassen erhielten.

nig treu seyn. Man wollte sie also unter die schärfste Aufsicht nehmen, die nur möglich wäre, und befahl ihnen zu dem Ende im Jahr 1641 sich mit ihrem ganzen Waarenlager von Firando nach Desima zu begeben, wo sie mehr unter unmittelbarer Regierung des Kaisers stehen sollten, und wo sie in der That wie in einem Gefängnisse eingesperrt sind. Sie dürfen keine Sonn- und Festtage feiern, keine geistlichen Gesänge und Gebete hören lassen, den Namen Christi nicht nennen, kein Bild des Kreuzes oder sonst ein äußerliches Zeichen des Christenthums bei sich führen, und was dergleichen erniedrigende Einschränkungen mehr sind.

Desima heißt vorliegende Insel, denn sie liegt vor der Stadt Nagasacki. Sie wird auch Desimamatz, d. h. Vor-insel-straße genannt, weil sie für eine Straße der Stadt gerechnet wird. Diese Straße ist neben der Stadt in der Gestalt eines Sonnenwedels ohne Stiel in dem sandigen und klippigen Seebusen, der bei der Ebbe ohne Wasser ist, anderthalb bis zwei Faden hoch von Felssteinen aufgeführt, und steht einen halben Faden über das höchste Wasser hervor. Eine Brücke von Quadersteinen und nur einige Schritte lang verbin-

det sie mit der Stadt, von der sie durch eine starke Wachtpforte abgeschlossen wird. An der Nordseite hat sie zwei starke Wasserpforten, die nur beim Ein- und Ausladen der Schiffe geöffnet werden. Die ganze Insel ist mit hohen Dielen, die nach Art der spanischen Reuter bedeckt sind, und mit einem doppelten Stacket umgeben. Einige Schritte davon stehen dreizehn hohe Pfäle aus dem Wasser hervor mit einem Brette, worauf geschrieben ist, daß niemand innerhalb dieser Pfäle mit einem Kahne durchfahren und sich der Insel nähern soll. Diese hat in der Breite zwei und achtzig und in der Länge nach ihrer Krümme durch die Mitte zwei hundert sechs und dreißig gemeine Schritte. Durch die ganze Insel läuft eine Kreuzgasse, und innerhalb den Schranken geht auch rund um die Insel eine Gasse, die nach Gutbefinden abgeschlossen werden kann. In jeder Gasse wird das Regenwasser, das da fällt, durch eine tiefe Krümme nach der See geleitet, damit auch durch dieses Mittel nichts in die Insel hinein oder aus derselben herausgebracht werden könne. Nur die große Kreuzgasse hat zu beiden Seiten Häuser, die auf Kosten nagasackischer Bürger erbaut wurden und an deren Erben die Holländer noch immer jährlich die Miete bezahlen müssen.

sen. Dies sind sehr schlechte von Lehm und Tannenholz an einander gepappte Gebäude von zwei Stockwerken, von welchen das untere zu Packkellern und Niederlagen, das obere aber zur Wohnung dient, und von dem jedesmaligen Bewohner auf eigne Kosten mit gefütterten Bodenmatten und Thüren oder Schauben nach japanischer Weise versehen werden muß. Außerdem sind noch auf der Insel drei Wachthäuser, verschiedene Wohnungen für die Abgeordneten der Statthalter, die Dolmetscher und den Gassenrichter; ferner Handels- und Vorrathshäuser, Küchen-gärtchen, eine Badstube, auch ein Platz für Kramläden, wann Schiffe anwesend sind, und ein anderer zur Niederlage der ausgepackten Waaren.

So ist der enge Raum eingerichtet, in welchem sich die Holländer bis zur Rückfahrt der Schiffe erholen dürfen, und wo ihr Resident, nebst sieben oder mehr Personen, die zurückbleiben, ihren Aufenthalt haben und nach dem eigenen Ausdruck der Japaner als Fitositz, d. i. Geißel des Kaisers bewacht werden.

Zu dem Ende sind verschiedene Wachen, Gesellschaften und Zünfte angeordnet, deren Glieder alle beeidigt und sich einander fremd sind.

Die

Die vornehmste Wache ist die Monban oder Thorwache, welche das Thorhaus nach der Stadt, wodurch alle Ein- und Ausgehende müssen, besetzt hält. Sie wird täglich von fünf und zur Handelszeit von zehn bis dreizehn Personen, die Bedienten derselben ungerechnet, versehen. Auch befindet sich dabei ein Diener des Ninban Tosijori oder des bericht-erstattenden Stadtburgermeisters, und ein Dsjojosi oder Unterbürgermeister. Alles was ein und ausgeht, Personen und Waaren, wird eingeschrieben, und dieses Tagebuch monatlich oder nach Belieben von den Statthaltern nachgesehen. Wer ein- und ausgeht, wird von einem Durchsucher (Visitator) aufs genaueste befühlt, ob er etwas verbotenes bei sich führe, und von dieser Untersuchung sind bloß das Gefolge der Abgeordneten der Statthalter und die Dolmetscher befreit. So lange holländische Schiffe im Hafen liegen, müssen die Gassen täglich noch vier und die mit Seide handelnden Kaufleute auch vier Wachen auf eigene Kosten unterhalten. In dem Wachthause sind zum Prunk an den Mauern eiserne Fesseln, starke Stricke, schwere Stöcke und eine Art von Werkzeugen, die bei Erhaschung der Diebe und Ueberläufer, auch bei Hinrichtungen gebraucht werden, aufgehangen.

Die andere Hauptwache heißt Mawari=ban oder Rundegänger=wache, und besteht aus sechs geringen Bürgern oder Arbeitsleuten, welche des Nachts mit zwei Klappen von Holz ihre Wachsamkeit und die Zahl der Stunden anzeigen und Feuer und Dieberei verhüten müssen. Zur Handelszeit wird diese Wache durch die Gassenrichter, Hauswirthe und Geldkammerbediente von Desima besorgt, die für alle Angelegenheiten Bürgen sind und zu mehrerer Sicherheit nur genau bekannte Leute in den Wachen gebrauchen; auch wird denn noch eine Hauptbrandwache von Hauswirthen, Schreibern, Gassenrichtern, Geldkammerbedienten und Köchen gehalten, die bei Anbruch des Abends vor jeder Thür klopft und besonders die Sorge für Feuer empfiehlt. Der Ottona (Ober=aufseher) muß wenigstens einmal des Nachts die Runde selbst mithalten, und läßt sich dabei seinen eisernen mit Ringen behangenen Stab und seine Brandstangen mit großem Geräusche nachschleppen. Auch selbst die Holländer müssen eine besondere Wache aus ihren eigenen Leuten um ihre Häuser und Niederlagen gehen lassen, damit sie nicht bestohlen werden.

Eine allgemeine Aufsicht über alle Fremde hat besonders die Funaban oder Schiff= und

Ha=

Hafen-wache, die des Nachts um Desima die Runde mit Schuiten fährt.

Das allgemeine Oberhaupt der Aufseher und Bedienten der Holländer ist ein Stadtgassen-richter, der zugleich Ottona oder Gassenrichter und Haupt der Insel Desima ist. Er hat auf alles, was diese Insel und den Handel daselbst betrifft, genaue Aufsicht; läßt die Güter von Privatpersonen aufzeichnen, nimmt sie in Verwahrung und leitet ihren Verkauf; sorgt für das Bauwesen und die Feueranstalten; ist Richter über die Bedienten der Holländer, und hat diese zur genauesten Befolgung der kaiserlichen Befehle anzuhalten. Unter ihm steht zunächst ein Nitzi Josi oder Bote, der täglich die Schlösser der Wasserpforten, auch die Waarenhäuser und Bauarbeiten besichtigen und untersuchen muß. Nach diesem folgen verschiedene Fisja oder Schreiber, welche eines jeden Holländers Sachen, die er etwa verkaufen könnte, aufzeichnen, versiegeln und in Verwahrung behalten. Anderer Bedienten nicht zu gedenken, die dem Ottona behülflich seyn müssen. Er wird von der holländischen Kompanie besoldet, hat aber doch seinen größten Vortheil von den Holländischen Waaren, die er an sich kauft und

mit Wucher wieder verhandelt. Auch hat er noch besondere Vortheile von seiner Gasse in der Stadt Nagasacki, und von den Wirthen oder Eigenern der Häuser auf Desima, deren vier und zwanzig sind, die sich, besonders zur Handelszeit, bei ihm einfinden müssen. Sie heißen Desima Disioonin; sie sind verbunden nebst dem Zustande ihrer Häuser, auch auf das Betragen der Einwohner Acht zu haben, und bei der Aufzeichnung der den Holländern gehörigen Sachen behülflich zu seyn. In außerordentlichen Fällen müssen sie nach Landessitte für das, was in ihrem Hause vorgeht, haften.

Unter den Holländischen Bedienten sind die vornehmsten und zahlreichsten die Hollanda Tsjuusi oder holländischen Dolmetscher. Es sollen ihrer gesetzmäßig hundert funfzig seyn, und sie sind deswegen angestellt, damit die Fremden sich nicht mit Erlernung der Landessprache bemühen dürfen. Diese Mühe nimmt man ihnen um so lieber ab, weil sie dann auch von der innern Einrichtung und Regierung des Landes sich keine Kenntniß erwerben können. Man hat die Anzahl der Dolmetscher so hoch angesetzt, theils um desto mehr Japaner auf Kosten der Holländer zu unterhalten, theils um diese

letz-

letztern in der Handelszeit desto genauer zu beobachten. Kennt man die Einrichtung dieser zahlreichen Zunft, so kann man sich zugleich eine Vorstellung von der Einrichtung anderer Zünfte und der genauen Ordnung in der japanischen Polizei machen; daher will ich sie hier näher beschreiben.

Diese Tsjuusi oder Dolmetscher können in zwei Klassen abgetheilt werden, nämlich in die ordentlichen Dolmetscher, die zu allen Zeiten die holländische Insel besuchen dürfen, und in die außerordentlichen, die nur in der Handelszeit zugelassen werden, mehr um mit den Augen zu spähen als mit der Zunge zu dolmetschen.

In der ersten Klasse haben acht den Namen Fon Tsjuusi, d. i. ächte Dolmetscher. Sie müssen stets um die Holländer seyn, alle üble Begegnung bei ihnen verhüten und in allen Fällen für sie stehen und Rechenschaft geben. Vier davon sind O Tsjuusi, hohe oder Oberdolmetscher, und der oberste darunter ist Ninban, jährlicher Wächter und Bericht-erstatter in den Angelegenheiten und Begehren der Holländer an den regierenden Statthalter, auch beständiger Präsident des ganzen Kollegiums der Tsjuusi.

Die übrigen vier heißen Ko Tsjuusi, d. i. kleine oder Unterdolmetscher. Sie haben auch einen Ninban oder Adjunkt des Oberninban. Beide Ninban beschließen ihr jährliches Präsidium mit Hinführung der Holländer nach Hofe. Bei allen diese Nation betreffenden Berathschlagungen müssen diese acht Männer den Ottona der Insel zuziehn, welcher auf den Rang nach dem obersten Ninban Anspruch macht.

Diese ordentlichen Dolmetscher haben sehr ansehnliche Einkünfte. Vom Kaiser bekommen sie ein Jakukio oder Gehalt, ehedem in Geld, jetzt in Seide, die sie an die Holländer verkaufen. Noch etwas rohe Seide legt die holländische Kompanie bei, die ihnen auch während der Handelszeit hundert funfzig Kobangs *) als Kostgeld reichen lassen muß. Eine andere jährliche Belohnung bekommen sie von der Kompanie der Japanischen Kupferhändler für ihre Mühe bei diesem Geschäfte, oder vielmehr dafür, daß sie den Verkauf zum Vortheil der Kompanie einrichten. Dieser Bestechung müssen die Holländer mit

*) 1 Kobang = 18 Fl. 54 Kr. bis 23 Fl. 48 Kr.

mit einem Geschenk von drei, vier und mehr hundert Tails *) begegnen. Ferner machen ihnen die niedern Bedienten der Insel, wie auch die Kaufleute und Handwerker und bei gewissen Gelegenheiten selbst die Holländer viele außerordentliche Geschenke. Auch zu Jedo, der kaiserlichen Residenz, erhalten sie noch von den Großen des Reichs, die von der Holländischen Kompanie beschenkt werden müssen, besondere Verehrungen. Auf alle fremde Waaren, die Privatpersonen gehören und nicht über vierzigtausend Tails an Werth betragen, ist eine Auflage, die jährlich zwanzigtausend Tails macht, und in welche sich die Statthalter, der regierende Bürgermeister, der Ottona und die ganze Zunft der Dolmetscher theilen. Diese Auflage wird zwar von dem Käufer bezahlt, sie fällt aber doch immer auf die Holländer zurück, weil diese ihre Waaren um so viel wohlfeiler geben müssen. Dann haben der Ottona und die Dolmetscher auch Vortheil von dem in der letzten Handelszeit erlaubten Verkauf einiger Waaren von Einzelnen über die erwähnte Summe, den sie nur deshalb gestatten, damit sie selbst diese

*) 1 Tail = 3 Fl. 30 Kr.

Waaren für einen ganz geringen Preis an sich bringen können. Rechnet man zu diesem allen noch die Betrügereien, welche sie den Holländern auf mancherlei Art zu spielen wissen, so kann man die Einnahme eines Oberdolmetschers jährlich auf drei tausend Tails, und die eines Unterdolmetschers wenigstens auf funfzehn hundert schätzen.

Aus dem bisherigen läßt sich schließen, wie gefährlich für die Ehre, Freiheit und Vortheile der Holländer diese Zunft seyn muß, deren unabänderlicher Grundsatz ist, die jährlichen Kosten der Holländischen Kompanie zu vergrößern und ihren Landsleuten immer mehr Vortheile zuzuwenden, dabei aber ihre Betrügereien vor denselben verborgen zu halten; weswegen sie auch den Holländern sehr oft und ernstlich einschärfen, sich mit den Japanern in keine Gespräche einzulassen, auch die Landessprache nicht zu lernen. Das einzige, was die Holländischen Hauptleute zum Nutzen der Kompanie thun können, ist, daß sie die beständigen Vergrößerungen der Kosten durch alle nur mögliche Mittel, auch durch List, zu verhindern suchen.

Zur ersten Klasse gehören noch die Ken Ko Tsjuusi oder lernenden Dolmetscher, acht oder

mehr

mehr an der Zahl. Sie sind eigene oder auch angenommene Söhne der Dolmetscher, die zu Erlernung der Holländischen und Portugallischen Sprache Desima täglich besuchen, und oft als Spionen, auch als Aufseher beim Ein- und Ausladen der Schiffe, beim Hin- und Herfahren der Matrosen und anderer Holländer, bei Untersuchung der ankommenden und abgehenden Kisten u. s. w. gebraucht werden. Für diese Bemühung erhalten sie jährlich von der Holländischen Kompanie vierzig Tails, und haben auch Antheil am Kostgeld und einigen zufälligen Einkünften.

Die zweite Klasse macht die Schaar der Noi Tsjuusi, d. i. der innern oder Kammerdolmetscher aus, welche Desima nur zur Handelszeit besuchen dürfen. Von diesen Leuten bekömmt jeder Holländer zwei bis sechs in seine Kammer. Sie sind wahre Spione, obgleich unter zehnen kaum einer ein Wort von der Holländischen Sprache versteht. Sie stehen unter dem Befehle der Oberdolmetscher und besonders des Ninban, und theilen sich in verschiedene Rangordnungen, nämlich: zwölf Ko Gasjira d. i. kleine Häupter, unter welchen zwei Ninban jährlich abwechselnd den Vorsitz haben.

Kumi Gassjira, d. i. Häupter der Zunft, nämlich der übrigen gemeinen, die auch zwei jährlich abwechselnde Ninban aus ihrem Mittel haben, und von denen jeder neun bis zehn von den in der Stadt zunächst an ihm wohnenden Noitsjuusi unter sich hat, denen er die Befehle der Obern bekannt machen und für welche er gut sagen muß. Der übrige gemeine Haufe, achtzig bis hundert Personen stark, besteht wieder aus Personen von doppeltem Range. Die Leute dieser zweiten Klasse werden nach der Anordnung der Statthalter und Oberdollmetscher von den Zöllen der Kaufleute besoldet, so daß die zwölf vornehmsten jeder höchstens zwei hundert Tails und die folgenden allemal etwa halb so viel oder weniger erhalten. Unter ihnen sind vier Takura jaku oder Schatzbediente, welche Kasse und Rechnung halten, nebst zwei Fisja oder Schreibern.

Niemand als die Söhne der verstorbenen Dolmetscher wird in diese Zunft aufgenommen. Wer die Aufnahme sucht, läßt sich ein Sosjo, d. i. eine Bittschrift aufsetzen, die er dem Ninban der Kumi Gassjira überreicht. Findet dieser nebst seinen elf Kollegen, womit er die Sache überlegt, die gesuchte Beförderung für gut,

gut, so stellt er die Bittschrift dem Ninban der Ko Gassira zu, der sie, nach gemeinschaftlicher Untersuchung mit seinen Amtsgenossen, dem Ninban der Fontsiuusi, d. i. dem Präsidenten der obersten Dolmetscher einhändigt. Hier ruht die Sache oft zwei bis drei Jahr, bis endlich der Bittsteller durch wiederholte Vorstellungen und vorzüglich durch ein Geschenk seine Absicht erreicht. Der erste Oberdolmetscher legt dann das Gesuch nebst dem Gutachten seiner Amtsgenossen dem Statthalter zur Bestätigung vor, die selten verweigert wird.

Zu den Bedienten der Insel sind ferner zu rechnen fünf Desima Fisja, oder ordentliche Schreiber, welche die Geschenke, Reisekosten und andere Ausgaben anmerken und aufschreiben; von denen die Holländische Kompanie aber nur zwei bezahlt, welche die jährliche Hofreise mit ihr machen, und auch in der Handelszeit allerhand vortheilhafte Nebenbeschäftigungen bekommen.

Nach ihnen folgen funfzehn Desima Tsijezki oder Aufseher über die Kuli, d. i. Tagelöhner. Sie führen die Hauptliste aller Tagelöhner und können über diese nach Gutdünken ver=

verfügen. Unter ihnen stehen noch niedrigere Quartirmeister als wirkliche Antreiber der gemeinen Träger. Alle sind verpflichtet auf die diebischen Hände der Kuli wohl Acht zu geben, wofür sie besonders von der Holländischen Kompanie bezahlt werden. Den Kuli wird ihre Arbeit doppelt bezahlt und sie werden aus allen Gassen der Stadt abwechselnd genommen.

Die Kannaba Nakama, d. i. die Zunft der Geldkammer-Bedienten, setzt das von den Kaufleuten für erhandelte Güter eingehobene Geld in die Goldmünzen Kobang um, die sie mit einem kleinen besonders dazu bestimmten Stempel bezeichnet, und dann durch die Hände der Dolmetscher an die Holländer auszahlen läßt, nachdem sie vorher ein Prozent für ihre Bemühung und funfzehn oder mehr (nach dem jährlich abwechselnden Werth der Kobang) zum Vortheil der Stadt abgezogen hat. Der Direktor dieser Kammer erhält jährlich von den Holländern hundert und jedes andere Mitglied funfzig Tails. Das ganze Kollegium besteht aus sechs und dreißig Personen, nämlich: fünf Aufsehern, vier Gehülfen derselben, einem Gold- und Silberprüfer, zwei Silberwägern, zwei Personen, die das schuldige Geld von den Kaufleuten

ten einfodern, zwei Oberschreibern oder Buchhaltern, und verschiedenen außerordentlichen Gehülfen.

Die Zunft der Kaimonotskai, oder auf halb Portugallisch der Kompra Nakama, besteht aus den siebzehn Bürgerfamilien, die alles, was zur täglichen Leibes-nahrung, zum Hausrath und sonst nöthig ist, anschaffen müssen. Da es jedem Andern verboten ist, den Holländern das mindeste zuzubringen, so müssen diese von jener Zunft alle ihre Bedürfnisse zwei oder dreimal theurer kaufen als der Marktpreis ist.

Die Daidokoro no mono oder Küchenbediente bestehen in drei Köchen, zwei gemeinen Küchenknechten und noch einem oder mehr Lehrlingen, Wasserträgern und Knechten, die jenen behülflich sind. Der älteste Koch bekömmt jährlich hundert funfzig, der zweite hundert dreißig, der dritte hundert Tails.

Außer diesen müssen noch viele andere Leute von den Holländern unterhalten werden, ob sie ihnen gleich wenig nützen, z. B. ein Gartenwächter, ein Grasträger und ein Viehhüter. Vieh haben die Holländer nur wenig und von diesem

diesem wenig Genuß, weil man die männlichen Thiere mit Gift zu vergeben oder ihnen die Beine zu brechen pflegt, damit den Holländern niemals die kostbare japanische Versorgung mit Lebensmitteln entbehrlich werden möge. Auch diese Knechte werden monatlich nach den Stadtgassen abgewechselt, weil man Alle will Vortheil von den Holländern genießen lassen, und dann auch, damit jene Leute nicht bei längerm Aufenthalt zu vertraut mit diesen werden.

Noch werden den Holländern einige Knaben den Tag über zur Aufwartung erlaubt, meist Söhne der Unterdolmetscher, die durch Erlernung der Holländischen Sprache sich zu Nachfolgern ihrer Väter fähig machen wollen. Sie sind unter dem Namen von Boten bei dem Ottona eingeschrieben, dürfen aber nur so lange dienen, als man sie des Japanischen Staates unkundig hält. Man findet nirgends treuere Bediente; sie verwahren alle Sachen ihrer Herren auf das sorgfältigste.

Endlich werden aus verschiedenen Handwerkszünften gewisse Männer, doch allemal auf besondere Erlaubniß des Statthalters, zugelassen, die den Gewinn, den sie von den Holländern ziehen,

hen, mit ihren Zunftgenossen theilen, auch dem Ottona und den Dolmetschern ein jährliches Geschenk machen müssen.

Diese ordentlichen Aufseher nnd Bediente der Holländer müssen durch einen schweren Eid die Holländische Nation samt ihrem Glauben, alle Freundschaft und Verbindung mit ihr und alle Beförderung ihres Vortheils abschwören und die vornehmsten und strengsten Götter des Landes zur Rache für ihre eigenen Personen, Familien, Hausgenossen und Freunde auffodern, wofern sie die beschwornen Artikel nicht halten würden. Der Eid wird in einem allgemeinen und in den Reichsgesetzen vorgeschriebenen Formular abgelegt, unter welches der Beeidigte sein Petschaft in schwarzer Oelfarbe drückt, und einen Tropfen Blut, den er sich selbst unter dem Nagel eines Fingers löset, darüber wegstreichet. Die wichtigsten und strengsten Artikel werden, wann ein neuer Statthalter ankömmt, in dem Pallaste desselben vor dem Ottona, den Ober- und Unterdolmetschern und den Lehrlingen beschworen; andere von den besondern Dolmetschern, Köchen, Geldkammer-bedienten, Schreibern, Aufsehern der Tagelöhner und Besorgern der Lebensmittel, welchen der Ottona nebst dem

Ober-

Oberdolmetscher den Eid in dem Tempel der gewöhnlichen Zusammenkunft abnimmt; den gelindesten Eid schwören die ordentlichen Bedienten und Aufwartungsknaben bei dem Ottona von Desima, der sich aber noch wegen der jungen Leute von einem glaubwürdigen Bürger eidliche Bürgschaft leisten läßt. Die beiden letztern Klassen müssen ihren Eid zu mehrerer Bekräftigung jährlich zweimal ablegen, zuerst am neuen Jahrstage, da sie unmittelbar nach der gewöhnlichen Figurtretung *) die Christen-nation abschwören müssen, und dann sobald die Holländischen Schiffe im Hafen erscheinen. Die Personen, welche mit den Holländern die Hofreise machen, müssen noch zum dritten male einen Eid ablegen, und besonders angeloben sich in keine Vertraulichkeit mit ihnen einzulassen, alles, was sie von ihnen sehn und erfahren, sogleich den Obern zu melden, ihnen auf keine Weise einen Vortheil zuzuwenden, u. dergl. m.

Außer diesen beschwornen Artikeln sind sowol in dem Wohnhause des Ottona als auch hin und wieder auf der Insel Verordnungen ange-

*) D. i. nachdem die Holländer ein Bild des gekreuzigten Jesus haben mit Füßen treten müssen.

geschlagen, woraus die Eingebornen, welche Verkehr mit den Holländern haben, ersehen sollen, wie sie diese auf alle Weise scheuen und wie sie bei jedem Verhalten derselben sich zu betragen haben. Die vornehmste darunter betrift die ankommenden und abgehenden Güter der Holländer, und es wird ein Auszug aus derselben jedem Bedienten gegeben, der zur Untersuchung der Holländischen Kisten und Güter angestellt worden.

Zur Handelszeit werden an gewissen Tagen die Käufer der Holländischen Güter und die Verkäufer des inländischen Kupfers, oder deren Schreiber und Bevollmächtigte zugelassen, auch zu Ende der Handelszeit die Verkäufer des inländischen gefirnisten Holzes, der japanischen Manufakturen von Kupfer und andern Sachen, die dann ihre Kramläden an einem dazu besonders bestimmten und verschlossenen Orte aufstellen.

Niemand von allen diesen Personen darf durch die Pforte der Insel gehen, ohne ein Freipaßbretlein, und ohne aufs strengste am ganzen Leibe durchsucht worden zu seyn, ausgenommen die Abgeordneten der Statthalter und diejenigen in ihrem Gefolge, die mit zwei Säbeln bewaf-

net sind, ferner die Gassenrichter, acht ordentliche Dolmetscher und einige ihrer Lehrlinge, auch die Durchsucher (Visitatoren) selbst, die man als die geschwornen Feinde der Holländer ansieht. Das Freipaßbretlein ist etwa drei Zoll lang und zwei breit. Auf der einen Seite ist der Name des gewöhnlichen Gassenrichters, unter den der Vorweiser hört, geschrieben, und mit seinem Pettschaft von schwarzer Dinte unterzeichnet, nebst vorhergehender genau bestimmter Zeit der Erlaubniß und allgemeiner Benennung des Vorweisers. Auf der andern Seite ist das große gemeinschaftliche Merkzeichen des Holländischen Gassenrichters mit der Beischrift: Desima Ottona; denn dieser schickt einen großen Vorrath von solchen bezeichneten Bretchen gegen die Zeit da die Holländischen Schiffe ankommen, an alle Gassenrichter der Stadt, um ihre Bürger und andere des Handels wegen sich einfindende Japaner damit zu bedienen.

Nach Abgang der Schiffe muß allemal der Holländische Hauptmann mit einigen wenigen eine Reise nach Hofe machen, wie alle Lehnsträger (Vasallen) des Reichs, und die gehörigen Geschenke überbringen. Vor und nach dieser Reise verfügt sich der Hauptmann mit einem

aus

aus seiner Gesellschaft zu den Statthaltern, um für ihre Bemühungen zu danken und um die Fortsetzung ihrer Gunst zu bitten. Er wird dabei von einer starken Wache Soldaten und Stadtknechte, davon jeder einen Diebsstrick in der Tasche hat, wie auch vom Ottona, dem Dolmetscher und deren Bedienten begleitet. Am Fassaku oder dem ersten Tage des achten Monats muß er abermal unter eben so starker Bedeckung im Namen seiner Prinzipalen an die Statthalter Geschenke überbringen.

Die Holländer, welche beständig in Desima bleiben, bekommen ein- oder zweimal des Jahrs die Erlaubniß, unter dem Vorwand medicinische Kräuter zu sammeln, die Tempel zu besehen. Sie haben alsdann außer der Soldatenwache, ihre ordentlichen Dolmetscher, den Ottona, ihre und alle Hausbediente der Insel zu Begleitern, die von ihnen im Tempel der Ikosju-sekte mit einer guten Mahlzeit bewirthet werden, so wie sie auch alle Höflichkeit der Pfaffen mit Golde bezahlen müssen. Zu anderer Zeit werden einige von ihren Leuten abgeschickt die Fahrzeuge der Kompanie, deren immer fünf da bleiben, zu untersuchen, und diese werden ebenfalls durch ein ähnliches Gefolge beglei-

tet, daß sie auf eben die Art im nächsten Tempel bewirthen müssen. An dem Suwà-feste, das in die Zeit fällt wann die Holländischen Schiffe da sind, wird den Holländern erlaubt den Feierlichkeiten von einem auf ihre Kosten erbaueten Gerüste zuzusehen. Sie werden alsdann viermal aufgeführt und von vier besondern Personen überzählt, aus Furcht, daß einer davon entwischen möge. Auch die Holländischen Sklaven werden alsdann unter dem Namen der schwarzen Holländer aufgestellt. Einem ankommenden Schiffe werden allemal einige von den in Desima gebliebenen außer dem Hafen entgegen geschickt, um von dessen Ladung und Zustand Erkundigung einzuziehen; zu dem Ende unterhält die Kompanie zwei Lust- und Ruderbarken, die Soldaten und Hüter darauf fortzubringen, welche allemal auf der kleinen Insel Iwara Gasima bewirthet werden müssen, weswegen ihnen die Kompra Nakama mit ihrer wohlversehenen Küchenbarke nachfolgen.

Dies sind die Erholungstage, an welchen den Holländern eine Ausflucht aus ihrem Gefängnisse gestattet ist. Uebrigens begegnen ihnen die Japaner mit aller möglichen äußern Höflichkeit, aber diese geht ihnen wie Kämpfer meint,

nicht

nicht von Herzen; sie glauben vielmehr — und sie können wol, nach allem, was wir gelesen haben, nicht anders als so glauben — daß eine aufrichtige Gesinnung gegen die Holländer mit dem gemeinen Reichsbesten, mit den Grundsätzen des kaiserlichen Hofes, und wegen des gethanen Eides auch mit dem Gewissen streite. Es wird daher für patriotisch angesehen die Holländer im Preise zu übersetzen, sie heimlich zu betrügen, ihre Vortheile und Freiheiten zu vermindern und neue Mittel deshalb in Vorschlag zu bringen. Zu dem Ein- und Ausladen der Holländischen Schiffe werden allemal japanische Tagelöhner und zwar die Hälfte mehr als nöthig wäre, gebraucht; und wenn einer auch nur eine halbe Stunde gearbeitet hat, so muß ihm doch der ganze Tag bezahlt werden. Die Holländer dürfen keine Briefe abschicken ohne vorher den Statthaltern den Inhalt zu Protokoll zu geben und eine Abschrift in ihren Händen zu lassen; weswegen allemal zwei ganz gleiche Packete von den Holländischen Briefen gemacht werden, wovon die Statthalter das eine behalten und das andere an die abgehende Junke geben. Doch gilt dieses nur von öffentlichen Briefen, d. i. von solchen, die in Angelegenheiten der Kompanie geschrieben werden, Briefe von und an

Privatpersonen läßt man durchschlüpfen; welches sich freilich mit der übrigen strengen Wachsamkeit nicht verträgt.

Ehmals warf man die Leichen der Holländer außer dem Hafen in das Meer, jetzt werden sie in einer wüsten Einöde am Berge Inasse verscharrt. Ein hierüber bestellter Wächter sorgt dafür, daß schlechterdings kein Grabmal zu finden ist, und er selbst nicht einmal die Grabstätten angeben kann.

Hat ein Japaner oder auch sonst einer eine Foderung an einen Holländer, so kann er sich leicht Befriedigung verschaffen, denn man zieht sogleich die streitige Summe der Kompanie im Handel ab. Hingegen hält es für einen Holländer schwer seine Foderungen an einen Japaner zu erhalten, man macht viele Schwierigkeiten und sucht allerlei betrüglichen Aufschub.

Sobald die Ankunft eines Holländischen Schiffs, die gemeiniglich im September zu geschehen pflegt, von den Schauern angezeigt worden, so werden von dem Holländischen Komptoir drei Personen mit der gewöhnlichen Begleitung etwa auf zwei Meilen entgegen geschickt, mit einer

ner verschlossenen Anweisung an den Schiffer, wie er sich bei der Landung und sonst nach Landesgebrauch zu verhalten habe; der Dolmetscher und die japanischen Bedienten nehmen ihm das genaue Verzeichniß seiner Ladung und die Liste seiner Leute nebst allen Briefen der Kompanie ab. Man fährt damit schnell nach Nagasacki zurück, um diese Sachen dem Statthalter zu zeigen und sie dann dem Residenten zuzustellen. Das nachfolgende Schiff grüßt beide kaiserliche Wachen mit doppelter Lösung seiner Kanonen und wirft einen starken Flintenschuß von der Wasserpforte seine Anker. Bei ungünstigem Winde werden auf Kosten der Holländer viele, manchmal funfzig bis hundert Ruderkähne geschickt, um das Schiff in den Hafen zu ziehen, hinter welches sich sobald es eingelaufen ist, zwei Wachtbarken mit Soldaten verfügen, welche einander so lange das Schiff in dem Hafen verweilt, täglich ablösen. Alles Pulver, alle Kugeln und Gewehre auf dem Schiffe werden durch eine Schaar von Abgeordneten sogleich in Verwahrung genommen und bis zur Abreise in ein Kriegsvorraths-haus gebracht. Den folgenden Tag erscheinen die Gevollmächtigten der Statthalter mit einem starken Gefolge und stellen in Gegenwart des Holländischen Residenten eine sehr stren-

ge Musterung des Schiffsvolks an, nach einer ihnen vorher eingehändigten Liste, in welcher eines jeden Tauf- und Stammname, Alter, Geburts-ort und Bedienung, auch die Zahl der Todten, wo und woran sie gestorben, aufs genaueste verzeichnet seyn muß. Hierauf läßt der Resident eine Verordnung in Holländischer Sprache über das zu beobachtende Betragen vorlesen und es sowol auf dem Schiffe als auf der Insel anschlagen. Auf diese Art werden auch alle übrigen Schiffe empfangen, deren jährlich zwei, drei bis vier, nach dem man viel Kupfer nöthig hat, vom Haupt-komptoir in Batavia hieher geschickt werden.

Nach der Musterung wird unter der Aufsicht von zwei Joriki als Abgeordneten der Statthalter, einigen Dolmetschern, verschiedenen Schreibern und Dienern das Schiff ausgeladen, und zur Hereinbringung der Waaren die Wasserpforten der Insel in Beiseyn der Karoo geöffnet, die dann mit einigen andern ihnen zugeordneten Personen in einem daneben erbauten Saale sich aufzuhalten und als Regierer (Direktörs) der ganzen Handlung zuzusehen pflegen. Zur Durchsuchung und Handreichung findet sich auch eine Schaar von ordentlichen Dol-

met-

metschern, Lehrlingen, Hauswirthen, Schreibern und Tagelöhnern ein. Jedes Schiff wird besonders ausgeladen und damit zu mehrerm Vortheil der Tagelöhner gemeiniglich drei Tage zugebracht. Die Waaren werden nachdem sie mit besondern dazu bestimmten Prauen nach der Insel geführt worden, mit der den Gevollmächtigten vorgelegten Liste verglichen und aufgeschrieben, auch von jeder Art einige ausgewählte Kisten geöffnet, und alle sodann in gewissen Packhäusern unter dem Siegel der Abgeordneten bis zum Verkaufe beigesetzt. Was den Durchsuchern unter den Waaren der Privatpersonen gefällt, z. B. Gewehre, mit Gold oder Silber gewirkte Zeuge und andere für die Zeit verbotene Waaren, werden von dem Ottona bis zur Abreise des Eigenthümers in Beschlag genommen.

Europaische oder andre fremde Münze und alles, was die Figur eines Kreuzes, Heiligen oder Paternosters hat, darf gar nicht eingeführt werden und es werden daher bei Annäherung der Holländer an Japan alle christliche Bücher und ausländische Münzen in ein Faß gepackt und bei Seite gethan. Oft werden die ankommenden Holländer noch besonders befühlt und untersucht, ob sie etwa verbotene Waare, besonders Korallen und Bern-

stein, oder bei der Ausfuhr, Gold bei sich führen. Ueberhaupt wird die Durchsuchung mit der ängstlichsten Sorgfalt angestellt. Sogar die Betten werden aufgeschnitten und die Federn durchsucht, desgleichen die leeren Kisten, ob sie nicht vielleicht in einem hohlen Verschlage Kontrebande enthalten; Töpfe mit Butter und andern Sachen gefüllt werden umgerührt, Käse durchstochen, Eier zerbrochen u. s. w.

Wer an das Schiff fährt, muß einen von den beiden an der Pforte sitzenden Kommissärien besiegelten Paß an die Abgeordenten des Schiffs, und so auch wann er zurück kömmt einen von diesen an jene abgeben. Wann die Abgeordneten vom Schiffe sich wieder nach Hause verfügen, wird jedesmal der Raum des Schiffes versiegelt, und die Holländer werden genau gezählt, ob etwa einer fehle. Ist dieses, so entsteht die größte Verwirrung. Als z. B. während Kämpfers Aufenthalt in Japan einst ein Matrose vermißt wurde, so liefen die Bedienten, aus Furcht er möchte ein verkleideter Pfaffe und ins innere Land entwischt seyn, wie sinnlos umher, und die Wächter hinter dem Schiffe standen schon bereit sich die Bäuche aufzuschneiden, welches sie auch gethan haben würden, wenn der Ertrun-

trunkene nicht wäre aufgefischt worden. Außer den Tagen des Ein- und Ausladens bleiben die Wasserpforten geschlossen und die auf der Insel und die in jedem Schiffe befindlichen Holländer völlig von einander abgesondert.

Alle Holländische Schiffsladungen bleiben in Packhäusern so lange liegen, bis die Aufseher zwei oder drei Markttage, die sie Kobani nennen, zu deren Verkauf bestimmen. Was nicht verkauft wird, das wird wieder in den Packhäusern für das künftige Jahr versiegelt aufbewahrt.

Folgende Waaren werden von den Holländern eingeführt:

Rohe Seide, alle Arten von seidenen Zeugen, nur nicht mit Gold und Silber gestickte, halbseidene auch grobe von Baumwolle gewirkte Tsitsen, aber keine feine, gedruckte oder gemahlte; europaische Tücher und andere Wollen- auch einige Seidenmanufakturen, besonders Rasche und Kronenrasch; Tsjappan, oder Färbeholz, das man in Europa Brasilienholz nennt; wilde Büffel- und Hirschhäute, Robbenfelle; Korduan, nur nicht aus Spanien und Manilla; Pfeffer,

Pu-

Puderzucker und Zuckerkant; Gewürznelken und Muskatnuß; weißes Sandelholz; Borneischer Kampfer; Quecksilber, Zinnober und Safran; Zinn, Blei, Salpeter, Borax, Alaun, Tunkinscher Muskus, Gummi, Benzoin, Gummi Lakka, Rosmale oder storax liquida, Katschu oder resina elastica (Federharz) die Wurzel Putsjuk oder costus amara, Korallen, Bernstein, Blauschmelzglas, Mercurius sublimatus aber kein dulcis; Spiegel, feine Feilen, Nähnadeln, Brillen, geschliffene Trinkgläser, falsche Korallen, fremde Vögel, und noch allerlei auswärtige sowol natürliche als künstliche Waaren. Viel von diesen Sachen nehmen sie von dem Schiffsvolk und den Privatpersonen unter der Hand an, ohne daß es zur bestimmten Summe der verkauften Güter gerechnet wird. Rohe Seide wird zwar von den Japanern am meisten geschäzt, giebt aber den Europaern schlechten Gewinn. Nicht weniger schätzen sie die Manufakturen von aller Art, die nebst dem Tsiappanholz und den Fellen den Holländern einen sichern und beträchtlichen Gewinn geben. Den größten Vortheil aber ziehen sie von Zucker, Katschu, Rosmale, Putsju, Kampfer, Spiegeln und andern Dingen, doch nur zu der Zeit, wann die Japaner dieselben nöthig haben und die Schi-

naer wenig einführen. Der Preis dieser Waaren ist ungleich und richtet sich meist nach dem Gesuche des Käufers.

Mit dem Verkauf wird es so gehalten: Wann der Kambang oder die Verkaufzeit herannaht, so wird zuerst an den Pforten außerhalb Desima ein Verzeichniß aller Holländischen Waaren angeheftet und den Gassenrichtern und durch diese den fremden japanischen Kaufleuten angedeutet, wie viel Prozent Zoll sie von jeder Gattung Waaren abzutragen haben, damit sie sich mit ihrem Einkauf darnach richten können. Den Tag vor dem Kambang werden die Liebhaber in der Stadt durch eine an jeder Gassenpforte angeklebte Nachricht eingeladen sich den folgenden Morgen auf Desima einzufinden, wo vor jedem Packhause ein genaues Verzeichniß zu lesen ist. Der Verkauf selbst geschieht in Gegenwart und unter Leitung zweier Hausregenten der Statthalter, und der Oberbedienten der Insel. Den Tag nach jedem Kambang muß das verkaufte Gut geliefert werden. Durch ein besonderes kaiserliches Privilegium haben gewisse Kaufleute der fünf kaiserlichen Städte (welches zugleich die vornehmsten See- und Landstädte des Reichs sind)

Mia-

Miako, Jedo, Oosaka, Sakai und Nagasacki, allein das Recht die rohe Seide von den Holländern zu kaufen, wobei die leztern natürlicherweise verlieren.

Der Holländische Handel nach Japan hat manche Veränderungen erlitten. Vom 1611, wo die Holländer zuerst an der Insel Firando landeten, bis 1641, wo sie ihr Handlungs-komtoir nach Nagasacki verlegen mußten, war die goldene Zeit dieses Handels. Sie durften ohne alle Einschränkung an den meistbietenden verkaufen; und in manchen Jahren stieg ihr Gewinn bis zu sechs Millionen Holl. Gulden.

Seit der Einsperrung auf Desima bis zum Jahr 1672 durften sie noch jährlich große Ladungen von Waaren auf sechs bis sieben Schiffen hinbringen, und konnten dieselben mit großem Gewinn verkaufen. Die Ausfuhr des Kupfers, die 1637 verboten worden, ward wieder erlaubt, dagegen aber die Ausfuhr des Silbers untersagt. Damit waren indeß die Holländer sehr wohl zufrieden, weil das Kupfer in dem großen Indischen Handel viel wichtiger ist als das Silber; dieses gibt nur vier, jenes neunzig bis fünf und neunzig Prozent Gewinn.

Aber während dieses Zeitraums fielen die Holländer ohne ihr Verschulden bei dem Reichsrath und Minister Inaba Mino in Ungnade. Dieser ließ nämlich durch die Holländer einen prächtigen Kirchenleuchter aus Europa verschreiben, womit er nach japanischer Sitte, den Tempel, in welchem die kaiserlichen Vorfahren begraben lagen, ausschmücken wollte. Allein durch fehlerhafte Bestellung des Nagasackischen Statthalters wurden die Holländer veranlaßt, diesen Leuchter ihren gewöhnlichen Geschenken für den Kaiser im Jahr 1666 beizufügen. Der in seiner Hoffnung getäuschte und äußerst beleidigte Mino dachte sogleich auf Rache, wozu er 1672 Gelegenheit fand, als ein Verwandter von ihm erster präsidirender Statthalter zu Nagasacki wurde. Dieser schränkte den bisher ganz freien Holländischen Handel sehr ein. Die Waaren wurden von Sachverständigen zu einem viel geringern Preis angesetzt, als für den die Holländer selbst sie würden verkauft haben, und auch dieser aufgedrungene Preis wurde von Jahr zu Jahr noch mehr herabgesetzt. Ferner ward beschlossen, es solle in den Bezahlungen an die Holländer der Kobang nicht mehr zu neun und funfzig oder sechzig (im innern des Landes gilt er nur vier und funfzig bis sechs und funf-

zig) sondern zu acht und sechzig Maas *) gerechnet und der Ueberschuß von diesem Gelde zum gemeinen Besten verwandt werden. Bei diesen Bedrückungen hätten die Holländer nicht lange bestehen können; ihr Generalgouverneur zu Batavia ließ daher eine in Schinaischer Sprache abgefaßte Bittschrift dem Kaiser überreichen, worauf endlich im Jahr 1684 verfügt wurde, daß der Verkauf der Holländischen Waaren wieder mit voriger Freiheit erlaubt seyn solle.

Aber bald wurde der Handel aufs neue eingeschränkt. Es verdroß die Nagasackischen Statthalter, daß die Holländer die neu erhaltene Erlaubniß nicht durch ihre mit Gold erkaufte Fürsprache ausgewirkt hatten, und daß sie dadurch große Vortheile verlieren sollten, die sie, so wie auch die Unteraufseher, durch die bisherige Taxazion der Waaren genossen hatten. Man machte also Vorstellungen bei Hofe, auf welche beschlossen wurde, daß zwar die Holländer die Erlaubniß, ihre Waaren frei und an die Meistbietenden zu verkaufen behalten, aber nicht mehr als jährlich für 300000 Tails, nach holländischem Gelde (1 Tail = 3 fl. 30 kr.) $10\frac{1}{2}$ Tonnen

*) 1 Maas = 7 Stüwer Holl. oder 21 Kr.

nen Goldes, und die holländischen Bedienten zu ihrem Privatgewinn 40000 Tails verkaufen sollten.

Die Waaren der Gesellschaft müssen funfzehn Prozent, also von 300000 Tails 45000, die Güter der Privatpersonen aber, weil diese dieselben auf den Schiffen ihrer Herren frachtfrei herbringen, noch stärkere Abgaben, und zwar Waaren, die nach Stücken verkauft werden, 65 Prozent, also von 20000 Tails 13000, Güter, die nach dem Gewicht verkauft werden, 70 Prozent, von 20000 also 14000 Tails bezahlen. Die Schinaer, die nur eine sehr kurze Ueberfahrt haben, müssen 60 Prozent bezahlen, also von den 600000 Tails, die sie in Waaren einführen, 360000. Rechnet man noch dazu 5580 Tails Hausmiete von den Holländern und 16000 von den Schinaern, so kömmt eine Summe von 453580 Tails heraus, die der ausländische Handel jährlich dem Magistrat und der Bürgerschaft von Nagasacki einbringt.

Der Gewinn, den die Kompanie von ihren Waaren zieht, mag im Durchschnitt jährlich überhaupt 60 Prozent, aber nach Abzug aller Kosten in Japan, nur 40 bis 45 Prozent seyn,

so daß also die für $10\frac{1}{2}$ Tonnen Goldes eingebrachten Waaren etwa vier bis fünftehalb Tonnen reinen Gewinn geben. Da nun die zurückgebrachten Waaren, vorzüglich das geläuterte (raffinirte) Kupfer beinah eben so viel Prozente geben, so beträgt der ganze Gewinn der Holländischen Kompanie von der Japanischen Handlung zwischen 80 und 90 Prozent. Die Waaren der Privatpersonen geben, da sie ohne alle Kosten überbracht werden, sogleich reinen, und daher, ob sie gleich mit einem so hohen Zoll belegt sind, keinen geringern Gewinn, als die der Gesellschaft. Besonders genießen die drei obersten Direktoren des Holländischen Handels, die mit jährlicher Abwechselung in Desima wohnen, die größten Vortheile.

Von der Einnahme für die Waaren wird ein guter Theil zum Einkauf von 12 bis 20000 Pikkel (jedes zu 125 Pf. Holl.) Kupfer angelegt, das in spannelangen und fingerdicken Stäben gegossen, und wovon jedes Pickel in einen kleinen Kasten gepackt ist. Außerdem wird noch eine kleine Quantität von noch ungereinigtem in Form runder Kuchen gegossenem Kupfer eingekauft, bisweilen auch einige hundert Pickel kupferner Kasies oder Heller. Ferner; 6 bis

12000

12000 Pf. Kampfer, etliche 100 Packen von Stroh mit Porzellan angefüllt; bisweilen 1 oder 2 Kisten mit Golddrath; viele schöne verlackte Kästchen, Schachteln und Gefäße, Sonnenschirme, Schränke; allerlei Manufakturen von Riedbinsen, Holz, Büffelshörnern, Robbenfellen, Stein, Kupfer, Gold, Silber und Sowaas, einer an innerm Gehalt dem feinsten Silber gleichen Komposition von Gold, Silber und Kupfer; Rollangs, mit Oel und Firniß durchsichtig gemachtes und mit falschem Gold und Silber bemahltes Papier zu Tapeten; der schönste Reiß; Sacki, fettes aus Reiß gebrautes Bier; Soje, eine starke Brühe zum Braten; eingemachte Früchte, geferbter Taback, Thee und Marmelade. Den Ueberschuß nimmt man in etlichen tausend Stücken goldenen Kobangs mit.

Die Schiffe dürfen nicht eher beladen und aus dem Hafen gebracht werden, bis der Hof seine Bewilligung dazu gegeben hat. Beim Einladen wird alles Eingekaufte wieder aufs genaueste durchsucht. Noch vorher kommen zu jedem Holländer zwei Hauswirthe, zwei Lehrlinge, zwei Schreiber nebst einigen Kulis, die alle Sachen der Holländer Stück vor Stück untersuchen, aufzeichnen, mit Strohseilen zusammen binden,

versiegeln, und ein Verzeichniß der in den Packeten enthaltenen Sachen darauf kleben, weil sonst die Thorwärter sie im Austragen wieder öffnen würden. Finden sich bei dieser Durchsuchung verbotene Sachen, so werden sie sogleich eingezogen. Dergleichen sind: Figuren einheimischer Götzen, Gemälde oder Vorstellungen einiger Personen an dem Hofe des Dairi, (d. i. des geistlichen Kaisers oder japanischen Pabstes) gedruckte Bücher, japanische Landkarten, Plane von Städten, Kastellen und Tempeln, Spiegel oder Metall, worin japanische Charaktere gegossen sind, Silbermünze, gewebtes einländisches Zeug, Bilder von Soldaten, Satteln, Schiffen oder kleinen Fahrzeugen, Harnischen, Bogen, Säbeln. Sollten von den zuletzt genannten Dingen gar Originale bei einem Holländer gefunden werden, so würde derselbe sogleich aus dem Lande auf ewig verbannt und die ihm zugegebenen Dolmetscher und Diener hart gepeinigt werden, um die Verkäufer und Mitschuldigen zu entdecken, deren Blut allein das Verbrechen aussöhnen kann. Bei der Abreise muß auch jeder Holländer sein Geld den Kommissären vorweisen und es öffentlich ausführen, damit man sehe, ob es von der Geldkammer gestempelt worden.

Durch diese und viele andere Anstalten sucht man vornehmlich den Schleichhandel zu verhüten, auf welchen Todesstrafe gesetzt ist, weil er die Waaren wohlfeiler macht und den Zoll für die Stadt Nagasacki schmälert. Und doch lassen sich die Japaner von den Vortheilen des verbotenen Handels so hinreißen, daß während der zwei Jahre, die Kämpfer sich in Japan aufhielt, über funfzig Schleichhändler ihr Leben einbüßten.

Wann der zur Abfahrt bestimmte Tag herannahet, werden die Schiffe eins nach dem andern beladen, zuletzt auch die bis dahin verwahrten Waffen wieder gebracht, und alle Personen nach der alten Liste gemustert. Ein auf solche Art abgefertigtes Schiff muß sich sogleich zwei Meilen von der Stadt bis ans äußerste Ende des Hafens entfernen, und daselbst das letzte Schiff erwarten, nach dessen Ankunft alle holländische Schiffe von den, theils auf selbigen, theils in ihren Wachtböten befindlichen japanischen Wächtern in die offene See begleitet werden. Bei Sturm oder widrigem Winde wird jedes Schiff mit Ruderkähnen aus dem Hafen hinausgeschleppt, damit der kaiserliche Befehl allen

See- und Luftgöttern zum Trotze aufs genaueste zur bestimmten Zeit vollzogen werde.

Mit den Schinaern verfährt man in Hinsicht der Einsperrung und der Handels-einschränkungen völlig so strenge wie mit den Holländern, ja man begegnet ihnen noch verächtlicher wie diesen; sie werden nicht jährlich zur Audienz beim Kaiser gelassen, und die japanischen Aufseher bieten ihnen auch Schläge, weil man sie nicht als eine Kompanie, sondern als bloße Privatkaufleute betrachtet. Auch haben sie keine beständigen Residenten in Japan, sondern müssen nach Ablauf der Handelszeit sämtlich mit ihren Jonken, deren sie siebzig haben dürfen, abreisen, und auf die Art die Wintermonate müssig verstreichen und ihre Wohnungen leer stehen lassen.

Sonst hatten sie mehr persönliche sowol als Handelsfreiheit; aber sie kamen nach und nach mit zwei hundert Jonken in einem Jahre, jede mit nicht weniger als funfzig Mann besetzt. Ueberdies erfuhren die Japaner, daß die von ihnen verbannten Jesuiten bei dem Kaiser von Schina großen Eingang gefunden hätten, und daß die jesuitischen in Schina gedruckten Schriften

ten unter andre jährlich nach Japan gebrachte Bücher versteckt würden, wodurch die Leute, wie man meinte, leicht zum Christenthume verleitet werden könnten. Auch kamen die Schinaer selbst in Verdacht, daß sie Bekenner der jesuitischen Lehre wären. Man schränkte also ihre Handelsfreiheit schon im Jahr 1685, und ihre persönliche drei Jahre darauf ein. Sie dürfen seit der Zeit jährlich nicht mehr als für ein und zwanzig holländische Tonnen Goldes, d. i. noch einmal so viel als die Holländer verkaufen, müssen ihre Waaren wohlfeiler als diese geben, weil die Käufer derselben einen größern Zoll, nämlich sechzig Prozent an die Regierung entrichten, müssen ihr gelösetes Geld wieder in Kupfer und Manufaktur-waaren auslegen, und dürfen keinen einzigen Heller baar Geld mit aus dem Lande nehmen.

Sie wohnen auf einem platten Hügel am Ufer des Nagasackischen Hafens in verschiedenen Reihen kleiner hölzerner Häuser, wovon jede Reihe mit einem allgemeinen Dache bebauet und auswendig mit Gräben, hölzernen Gittern, doppelten Thoren und einer starken Wache befestigt ist. Dafür müssen sie ein jährliches Miethgeld von 16000 Tails bezahlen. Lebensmittel wer-

den ihnen täglich an den Thorpforten feil geboten, dahingegen die Holländer an eine besondere Gesellschaft japanischer Lieferanten gebunden sind.

Da die Schinaischen Kaufleute gemeiniglich mit vielen unverkauften Gütern wieder abreisen, so pflegen ihnen die japanischen Schleichhändler dieselben bisweilen auf der See wohlfeil abzukaufen. Oefters aber werden diese von den umher kreuzenden Wachtbarken ertappt und zu Nagasacki dem Gerichte übergeben. Während Kämpfers Anwesenheit brachte man auf einmal drei und zwanzig solcher Schleichhändler zur gefänglichen Haft, wovon man zehn mit dem Schwerte hinrichtete und die übrigen kreuzigte. Außerdem wurden fünf, die sich selbst den Bauch aufgeschnitten hatten, eingesalzen auf den Richtplatz gebracht.

Auf der Reise, welche die Holländer jährlich nach Hofe machen müssen, werden sie, wie man leicht denken kann, eben so ängstlich als sonst bewacht. Kämpfer hat diese Reise zweimal gemacht und bei der Gelegenheit viele Bemerkungen über das Land und seine Bewohner gesammelt, aus welchen, zusammen genommen mit

seinen

seinen übrigen Nachrichten, folgendes ein Auszug ist.

Die Reise-pferde werden auf folgende Art ausgerüstet. Es wird ihnen ein hölzerner Sattel mit Bauch- Brust- und Schwanzriemen aufgegürtet, darüber wird ein Strick doppelt gelegt, womit die Reise-bündel zu beiden Seiten aufgehoben und im Gleichgewicht an einander gebunden werden. Queer über denselben wird ein schmales langes Kistchen, Adofski genannt, hinten an dem Sattel fest geschnürt und mit Reisedecken oder Betten belegt, worauf der Reuter wie auf einem platten Tische sitzt und die Füße entweder kreuzweise unter sich schlägt, oder sie vorausstreckt. Er muß sich aber ja in der Mitte halten, damit nicht die eine oder die andere Seite das Uebergewicht bekomme. Geht es berg-auf oder ab, so wird das Gepäck von den Pferdeknechten etwas angehalten, damit es nicht aus der Stelle rutsche. Das Auf- und Absatteln geht geschwinde, denn wenn das oberste Bettzeug abgenommen und eine oder die andere Schlinge gelöst ist, liegt das ganze Gepäck auf einmal da. Die Stricke und Gurten sind platt und breit, von Baumwolle stark und zierlich gewirkt, und endigen sich in kleinen Hölzern,

die im Anziehen und Festschnüren einen besondern Vortheil geben. Der Sattel ist mit einem unterliegenden Kissen und hinten abhangender schmalen Schabracke mit des Reuters Wappen versehn. Unter dem Bauche des Pferdes wird ein zu beiden Seiten herabhängendes grobes Tuch lose zusammen gebunden, damit das Thier nicht kothig werde. Der Kopf desselben wird mit Riemen, besonders die Augen wider die Fliegen zu schützen, Hals, Brust und andere Theile aber mit Schellen behangen.

Hufeisen sind nicht gebräuchlich, statt derselben werden den Pferden eine Art von Strohschuen mit Strohseilen an die Füße geschnürt. Die Pferd-knechte tragen auch dergleichen Schue. Diese schleißen nun auf steinigen und schlüpferigen Wegen zwar bald ab, aber es sind ihrer auch in allen Dörfern feil, und sie werden von den Bettelkindern auf den Straßen den Knechten zu kauf angeboten.

Man hat Reisemäntel von gefirnißtem und mit Oel getränkten doppelten Papier, womit man Pferde und Ladung bedecken kann. Die Fußgänger haben statt dessen Röcke von eben solchem Papier. Wider die Sonnenhitze bedient

man sich eines großen von Bambus oder Stroh, in der Figur eines ausgespannten Sonnenschirms, geflochtenen Hutes, den man unter dem Kinne fest bindet. Er ist durchsichtig und leicht, läßt aber doch, sobald er feucht geworden, keinen Regen durch. Auch die Frauenzimmer in Städten und Dörfern bedienen sich desselben zum Putz.

Gemeine Bediente brauchen keine Hosen; daher wird ihr ganzer Unterleib bloß, wenn sie, um desto flinker zu seyn, ihre Röcke aufschlagen und sie in den Leibgürtel stecken.

Die Japaner haben eine Art Reisefächer, worauf die Meilen, Herbergen und Preise der Lebensmittel gedruckt stehen. Man findet diese Dinge auch in kleinen Büchern verzeichnet, die den Reisenden unterwegs von Bettelkindern feil geboten werden. Doch darf kein Ausländer dergleichen an sich kaufen.

Man reitet nicht neben-, sondern einzeln hinter einander her. Kaufleute lassen ihre mit zwei oder drei Felleisen beladenen Pferde vor sich her leiten und reiten auf Lastpferden nach. Der Zaum wird von dem Pferdeknecht geführt, der zur rechten neben dem Kopfe des Pferdes geht

und dabei zum Zeitvertreib und um die Pferde aufzumuntern ein lustig Liedchen singt. Die Europaische Art zu reiten gehört in Japan eigentlich für die Soldaten. Doch bedienen sich derselben auch Standespersonen in Städten, nur mit dem Unterschiede, daß der Reuter den Zaum zum Schein anfaßt und sein Pferd von einem oder zwei Knechten am Gebisse leiten läßt. Zum Zaum wird ein schönes seidenes Seil gebraucht, das aber nicht an der Stange, sondern am Gebisse befestigt ist. Die Steigbügelriemen sind ziemlich kurz. Zu beiden Seiten hängt ein rauches rund geschnittenes Fell zu Beschützung der Beine. Die Steigbügel selbst sind von Eisen nach dem Maaß einer platten Fußsohle gemacht und an einer Seite offen, damit sich der Reuter im stürzen desto eher losmachen kann. Sie pflegen künstlich ausgearbeitet und mit Silber ausgelegt zu seyn.

Man hat auch Sänften in Japan. Diese sind von zweierlei Art, die Norimons, d. i. Sitze, für vornehme, und die Kangos d. i. Tragkörbe, für geringere Leute. Beide werden auf so mancherlei weise verfertigt, daß sich ein schlechter Norimon von einem schönen langen Kango nicht anders unterscheiden läßt als an

den

den Tragbäumen. Diese nämlich sind an einem Kango schlecht, grob und klein, an einem Norimon aber groß, ansehnlich und hohl, weil sie aus vier dünnen Brettern in Gestalt eines schmalen und oben bogenweise erhabenen festen Balkens nett zusammengefügt sind. Die Höhe und Länge dieser Tragbalken ist durch die Polizeiordnung jedem nach seinem Stande bestimmt; doch dürfen die Frauenzimmer sie so lang haben als sie wollen. Ein Norimon ist ein länglicher Würfel, von fein geschliffenem Bambus artig geflochten, auch wol kostbar verlackt und so groß, daß eine Person bequem darin sitzen kann. Auf jeder Seite ist eine Schiebthür, und in oder bei derselben, auch bisweilen hinten und vorn ein kleines Fenster, zu den Füßen eine Klappe um ausgestreckt darin schlafen zu können, und oben ein kleines Dach, das bei Regenwetter noch mit einer gefirnißten Papierdecke überzogen wird. Er wird von zwei, vier, acht, auch mehr Leuten auf den Schultern, und wenn es ein Prinz oder Statthalter ist, mit den Händen empor getragen. Die Träger haben alle einerlei Livree und auf derselben das Wappen ihres Herrn, und werden zum öftern von andern nebengehenden abgewechselt. Ein Kango ist gewöhnlich kleiner. Er wird von drei

Men=

Menschen mit einem starken viereckigen oder runden Tragbaume, der über oder unter dem kleinen Dache durchgeht, fortgetragen. Die, so man auf Reisen braucht, sind manchmal so klein, daß man mit untergeschlagenen Füßen und niedergebücktem Kopfe darin hocken muß, indem sie beinahe nur den runden Boden eines Korbes ausmachen, dessen zwei Handhaben gleich in die Höhe bis unter das kleine Dach gehen. Man geht in solchen Kangos über die höchsten Klippen und Berge, die nicht mit Pferden zu bereisen sind.

Jede der sieben Landschaften des Japanischen Reichs ist mit einer Haupt- oder Heerstraße gebahnt, zu welcher von den anliegenden Provinzen besondere Wege, wie Bäche zu großen Strömen, geleitet sind. Diese Heerstraßen sind so breit, daß zwei Reisezüge neben einander vorbei können, und haben Meilenzeiger.

Die Wege sind fast allenthalben mit einer dichten und geraden Reihe Tannenbäume auf beiden Seiten besetzt. Der Regen findet bequeme Abflüsse nach den niedrigen Feldern, und gegen die hohen sind zierliche Erddämme aufgeführt, dem anfließenden Regenwasser zu wehren

ren, so daß die Wege immer gut bleiben. Wenn ein vornehmer Herr reist, wird der Weg zuvor mit Besen gereinigt, und wenn es bei seiner Ankunft regnet, mit Sand getrocknet, der zu dem Ende einige Tage vorher angefahren worden. Ist er ein Prinz von kaiserlichem Geblüt oder ein Statthalter, so setzt man alle zwei oder drei Meilen Laubhütten mit versteckten Nebengängen an die Wege, in welche sie zur Lust und zur Nothdurft absteigen können. Die Wege reinlich zu halten macht den Aufsehern derselben wenig Mühe; denn die zunächst wohnenden Landleute sammeln die täglich abfallenden Blätter und Tannäpfel zum verbrennen; ihre Kinder raffen den Pferdemist wann er noch warm ist, auf und tragen ihn auf die Aecker; zu eben der Absicht heben sie sogar die Exkremente der Reisenden auf, wie sie solche in den neben ihren Häusern zum Abtritt gemachten Hütten vorfinden. Auch die abgenutzten Strohschue von Menschen und Pferden werden in eben diesen Hütten gesammelt und die Asche davon unter die Exkremente gemischt, welches man überall zum Dünger braucht. Von dieser übelriechenden Masse wird auf den Feldern und in den Dörfern ein Vorrath in offenen der Erde gleich eingegrabenen Fässern verwahrt, wobei sich die Nasen sehr

übel

übel stehn. — Steinige und steile Wege über die Gebirge kommen auch zuweilen vor. Indessen sind die Berge durchgehends quellreich, man reiset immer durch grüne Büsche und wird, besonders im Frühling, durch blumentragende Stauden und Bäume aufs angenehmste ergötzt, und hat hier Anblicke, die man sonst nirgends findet.

Da die Japaner ihre Küsten nicht verlassen dürfen, so haben sie auch keine Schiffe, das Weltmeer zu befahren. Ihre Transport- und Handelsschiffe sind vierzehn Klafter lang und vier breit, und beides zum segeln und rudern tauglich. Sie laufen meist von der Mitte bis vornhin spitzig zu. Der Grundbalke oder Kiel steht aus dem Wasser bogenweise und ziemlich hoch empor. Der Bauch ist fast gar nicht gewölbt und läuft unter Wasser nach dem Kiel geradezu. Der Spiegel oder Rücken ist platt und breit, und in der Mitte beinah bis auf den Grund offen, daß man in den Raum sehen kann; welches von dem Kaiser deswegen nachdrücklich verordnet worden, damit es kein Eingeborner wagen könne in die offene See und somit aus dem Lande zu fahren. Hier ist auch das Steuerruder bequem angebracht und demselben eine kleine

Windfahne zur Nachricht des Steuermanns beigesetzt. Das Verdeck ist nach dem Vordertheil des Schiffs zu etwas erhaben, nach den Seiten zu aber platt und gerade, und besteht nur aus hingelegten unbefestigten Brettern. Das Oberverdeck ist Manns hoch erhaben, meistentheils platt und mit Brettern wohl in einander gefügt.

Die Häuser der Japaner dürfen nicht höher als sieben Klafter seyn. Selbst der Pallast des Kaisers hat nur Ein Stockwerk. Der Grund dieses Gesetzes sind die häufigen Erdbeben, wodurch die Gebäude leicht einstürzen. Eben daher läßt man die Dächer auf einem so schweren und dicken Balken ruhen, als man nur immer haben kann, und macht das obere Stockwerk (wenn man eins macht; es geschieht aber selten, und nicht um es zu bewohnen, sondern Hausgeräth darin aufzubewahren) allezeit von gröberm Holze, weil, wie man sagt, bei einer Erd-erschütterung das untere leichte Gebäude durch das obere niedergedrückt und in einander gehalten wird. Obgleich Stein- und Marmorbrüche vorhanden sind, so baut man doch nur mit Holz, vermuthlich ebenfalls der Erdbeben wegen. Man nimmt dazu Zedern- und Tannenholz. Die Balken, die außen erscheinen, sind mehrentheils

mit Firniß überzogen und zuweilen vergoldet, auch mit Blumentöpfen besetzt. Die Wände sind mit Bambusrohr ausgefacht, mit Kalk übertüncht, und werden sowol in- als auswendig ungemein weiß und reinlich gehalten. Das Dach ist mit sehr breiten und schweren aber niedlich gemachten Hohlziegeln gedeckt. Die Fußböden sind gedielt und zwei Fuß hoch von der Erde erhaben. Man belegt sie mit doppelten, drei bis vier Zoll dick mit Stroh ausgestopften Matratzen. Das ganze Haus besteht aus Einem sehr großen Zimmer, welches aber vermittelst hölzerner Rahmen, auf welchen gemahltes Papier ausgespannt ist, und die man in besonders dazu gemachte Fugen auf dem Boden und an der Decke einschiebt, in verschiedene kleinere Zimmer abgetheilt werden kann, deren eins in jedem Hause für Freunde bestimmt ist. Statt der Glasfenster bedienen sich die Japaner ins gevierte getheilter Rahmen, welche mit sehr feinem weißen Papier bespannt sind. *) Ihre Zierra-

then

*) Dies alles ist von den Stadthäusern zu verstehn: Die Bauerhäuser sind schlecht und klein, bestehen aus vier niedrigen Wänden, und sind mit einem Schilf- oder Strohdache gedeckt. Auf dem etwas erhabenen Fußboden hinten im Hause ist der

Feuer-

then bestehen in porzellanenen Vasen von man-
cherlei Gestalt und Größe, in Matten mit Fran-

 sen

Feuerheerd angelegt, der übrige Raum mit saubern Matten bedeckt. In der offenen Thür hängt eine Matte, das hineinsehen zu verhindern. Die sehr armen Einwohner leben bei wenigem Reiß und vielen Feld- und Waldwurzeln vergnügt, wie Kämpfer versichert.

Die Residenzschlösser liegen meist an den Ufern großer Flüsse, oder auf Hügeln und erhabenen Oertern, und allemal bei einer ziemlich großen Stadt, welche sie gemeiniglich wie ein halber Mond umgiebt. Sie bestehen aus einer dreifachen Festung, deren eine in der andern liegt, und jede mit tiefen Gräben, mit einem Wall von Stein oder Erde, mit starken Pforten, aber nicht mit grobem Geschütz versehen ist. Die innere Festung ist die Residenz des Fürsten und prangt öfters mit einem weißen viereckigen hohen Thurm von drei oder vier Uebersätzen, deren jeder mit einem kleinen Dache bekränzt ist. Die zweite Festung wird von Kammerherren, Burggrafen und Sekretären bewohnt, und der übrige Platz bisweilen zu Gärten und Reißfeldern gebraucht. Die dritte ist der Wohnplatz der Soldaten und anderer zum Hof gehöriger Leute, und zu dieser ist Jedem der Eingang erlaubt. Die Schlösser werden im Bau wohl unterhalten, Hauptverbesserungen aber dürfen ohne

Er-

sen eingefaßt, in Büchern und in Gemälden, die größtentheils Figuren von Vögeln vorstellen. Anderes Hausgeräthe als Stühle, Tische, Schränke, Bänke und Betten trifft man nicht an. Sie sitzen gewöhnlich auf morgenländische Art auf ihren Matratzen. Ihre Speisen werden auf einem niedrigen nur einige Zoll hohen Tische, und nur Eine Schüssel auf einmal aufgetragen. Sie besitzen Spiegel von einem zusammengesetzten und glatt polierten Metalle, die aber nicht zur Zierde aufgehängt, sondern nur am Putztische gebraucht werden. Der ziemlich harten Winter ungeachtet haben sie dennoch weder Oefen noch Kamine, sondern in der Mitte des Zimmers einen Heerd, der mit heißer Asche und Kohlen angehäuft wird, und den sie mit einem sehr niedrigen mit einer Decke gezierten Tisch bedecken. *) Sie machen auch Feuer in großen und

Erlaubniß des Kaisers so wenig unternommen, als irgendwo ein neues Schloß angelegt werden. Man sieht hieraus, daß der Kaiser von Japan über die Fürsten dieses Reichs mehr zu sagen hat, als der deutsche Kaiser über die deutschen Reichsfürsten.

Von den Tempeln der Japaner nachher.

*) Wie mögen sie es wohl verhüten, daß der Tisch, wenn

und weiten kupfernen Töpfen mit Füßen, die inwendig mit Lehm bestrichen sind. Man füllt sie bis zu einer gewissen Höhe mit Asche und zündet Kohlen darauf an, deren Dampf mittels einer gewissen Zubereitung unschädlich zu werden scheint.

Die Gärten sind sehr artig, werden mit Sorgfalt unterhalten, und blühen fast immer. Das Wasser sammelt man aus den kleinsten Quellen, um Wasserfälle (Kaskaden) und Wasserbecken (Bassins) zu bilden.

Die Japaner haben meist eine gelbliche Haut, (obwol einige wenige, zumal unter dem Frauenzimmer fast ganz weiß sind) kleine Augen, starke hohe Augenbraunen wie die *Schinaer* und *Tatern*, und schwarzes Haar. Ihre Nasen sind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker als die unsrigen. Sie werden früh mannbar, und die Mädchen heirathen spätstens im sechszehnten Jahr.

Die ganze Völkerschaft ist von Natur sehr reinlich.

wenn er anders von Holz ist, nicht in Brand geräth?

In der Art sich aufzusetzen herrscht durch ganz Japan ein so ewiges Einerlei, daß vom Kaiser bis zum Bauer herunter der Haarputz immer eben derselbe ist. Der männliche ist außerordentlich sonderbar. Von der Stirne an bis sehr weit hinter ist der Kopf in der Mitte ganz platt geschoren, die übrigen Haare aber um die Schläfe und im Nacken sind in einen Fingerlangen mit weißen Fäden umwickelten Busch auf den Kopf hinaufgebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen sie auf dem Kopf über eine Rolle zusammen, befestigen sie mit sehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beiden Seiten der Rolle heraus, daß sie wie zwei Flügel aussehen. Hinter diesem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingesteckt. Nur die Aerzte und Priester gehen von der allgemeinen Mode ab, ihre Köpfe sind ganz glatt geschoren.

Die Kleider der Japaner bestehen aus einem oder zwei großen langen weiten Röcken, die mit einem Gürtel um den Leib befestigt werden. Das Frauenzimmer trägt sie länger als die Männer und mit langen Schleppen. Im Sommer sind sie sehr leicht und dünne, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die

Kleider der vornehmsten sind aus seidenen, die der geringern hingegen aus baumwollenen Zeugen verfertigt. Man trift selten einen Mann, der nicht sein eigen Zeichen auf dem Ermel und Rücken des Kleides aufgedruckt hätte, und zwar in einerlei Farbe mit dem Stof; es werden deswegen in den Manufakturen besondere weiße Flecke in den Zeugen leer gelassen, um diese Zeichen hinein zu machen. Das Frauenzimmer trägt mehr Röcke und ist in seinem Anzuge prächtiger als die Männer; man findet bei ihm vielfältig reiche mit goldenen und silbernen Blumen durchwebte Stoffe. Die Kleidung wird gemeiniglich an der Brust offen getragen. Die Ermel sind sehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück fest genäht, welches eine Art von Schubsack macht, worein sie ihre Hände stecken können. In diesen Taschen tragen sie allerhand leichte Sachen bei sich. Standespersonen zeichnen sich durch ein kurzes leichtes schwarzes Jäckchen aus, das über der andern Kleidung getragen wird, und durch weit an beiden Seiten offene Ueberhosen, die zwischen den Beinen zusammen genäht sind. Einige tragen auch Unterhosen. Uebrigens gehen sie insgesamt mit bloßen Beinen. Statt der Schue haben sie blos Sandalen (Solen) von Stroh, die durch

einen Bogen, der über den Fuß geht und woran ein zwischen der großen und der zweiten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden ist, an den Füßen fest gehalten werden. Im Winter trägt man leinene Fußsocken und bei regnigtem Wetter wol auch hölzerne Schue. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer und eine Tabackspfeife, der Säbel jederzeit an der linken Seite mit der Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwei Säbel, wovon der eine länger als der andere.

Taback, den die Portugaller wahrscheinlich zuerst eingeführt haben, rauchen alt und jung, Männer und Weiber beständig, und blasen den Rauch durch die Nasenlöcher heraus. Die Tabackspfeifen haben Mundstöcke und Köpfe von Erz oder weissem Kupfer. Der Kopf ist vorn so eng, daß kaum eine gewöhnliche Erbse hineingeht. Der Taback wird Fingerslang so fein wie Haar geschnitten und in kleine Kügelchen wie Pillen gerollt, um in die enge Mündung des Pfeifenkopfs hineinzupassen.

Das Zeremoniel ist bei den Japanern eben so ernsthaft und wird eben so pünktlich beobachtet als bei den Schinaern; doch nimmt mans

unter

unter Leuten von gleichem Stande nicht so genau damit. Wann Leute von der niedern Klasse vornehmern begegnen, so stehen sie still bis diese vorbei sind. Kommen sie in einem Hause zusammen, so hält sich der niedere immer in einiger Entfernung, und beugt sich vor dem vornehmen mit dem Kopf bis auf die Erde. Gleich und gleich begegnet einander mit der größten Höflichkeit. Sie besuchen sich häufig. Bei diesen Besuchen herrscht wenig Zwang, ob man gleich stets eine gewisse Gravität (Feierlichkeit) bemerkt. — Dies alles ist in Europa wol durchgehends ziemlich eben so.

Die Heirathen werden gewöhnlich von den Eltern nach den Regeln der Klugheit und des Eigennutzes geschlossen, und nur zuweilen wird dem Sohn die freie Wahl einer Gattin gestattet. Ist der Vergleich zu stande, so werden die Geschenke und das Witwengehalt, worüber man eins geworden, den Eltern der Braut ohne alle Ausnahme eingehändigt. Je mehr Töchter also und je schönere Töchter ein Vater hat, desto reicher ist er.

Die Hochzeit wird auf einem Berge gefeiert. Man richtet ein Zelt auf, unter welchem ein

Altar mit der Bildsäule des Gottes Amida *) steht. Das Ganze ist mit brennenden Lampen umgeben. Ein Priester stellt sich an die linke Seite des Bildes, murmelt geschwind einige Gebete und spricht den ehelichen Segen, der von großen Zurufungen begleitet wird. Die Neuvermählten halten eine Fackel in der Hand. Die junge Frau zündet die ihrige an den Lampen, und der junge Mann die seinige an der Fackel seiner Vermählten an. Der Gott Amida, erhält ein Geschenk, nämlich einen Büffel, der ihm geopfert, d. i. zum Theil vom Feuer, zum Theil vom Priester und seinen Gehülfen verzehrt wird. Während der Geistliche sein Amt verrichtet, zerbrechen die Hochzeitgäste alles Spielwerk der Neuvermählten. Außer der rechtmäßigen Frau darf ein Ehemann so viele Beischläferinnen halten, als er will. Der Japaner sieht seine Frau selten, wenn er sie gleich aufrichtig liebt. Er ißet nicht anders mit ihr als in Stunden der Ver-

*) Dies ist zwar eigentlich der höchste Gott derer, die sich zu dem Glauben Budsdo bekennen; aber auch der größere Theil der Sintoisten — d. i. der zweiten Glaubenspartei in Japan, huldigt diesem Gott, so daß er also vermuthlich den meisten Hochzeiten beiwohnen darf.

Vertraulichkeit. Er hütet sich ihr etwas geheimes anzuvertrauen, und den Frauen ist es sogar bei Strafe verboten ihre Männer über Staatssachen zu befragen.

Es gibt wenig Mütter in Japan, die ihre Kinder nicht selbst säugten. Den Gebrauch der Windeln kennen sie nicht. — Die Lehren, welche der Japaner seinen Kindern gibt, begleitet er mit Sanftmuth, nicht mit grausamen und erniedrigenden Strafen, nach dem allgemeinen Grundsatze, setzt Kämpfer hinzu, daß man Lehren, die befolgt werden sollen, liebenswürdig machen müsse. Dies sticht gegen die dortige harte Zwangsregierung sehr ab. — Man hat in Japan auch Kollegien (Gümnasien) und Kostschulen, die von Mönchen gehalten werden, welche den jungen Leuten Geschichte, Moral, Beredsamkeit, Dichtkunst und Mahlerei lehren; sie bilden aber wenig gelehrte Männer.

Die verlorne Gesundheit wieder herzustellen hat man in Japan zwei Hauptmittel, stechen und brennen. Ersteres (Akupunktur auf lateinisch) wird vornehmlich wider das Bauchgrimmen (Kolik) gebraucht, welches die Japaner Senki nennen. Diese Krankheit ist hier

zu Hause und sehr häufig. Sie greift die Därme, die Muskeln und Häute des Unterleibes an, und erregt krampfhafte Bewegungen in den Weichen. Die Japaner sind der Meinung, die Ursache und der Stoff dieses Schmerzes sey in dem häutigen Wesen irgend eines Theils vom Bauche zu finden; habe sich der Stoff an einem solchen Orte etwas aufgehalten, so werde sie in einen Dunst oder vielmehr scharfen Geist verwandelt, der jene Häute ausdehne, durchstoße und zerreibe; öffne man also den Keller dieses Geistes und befreie ihn daraus; so müsse die heftige und schmerzhafte Empfindung der Ausdehnung aufhören. Die Nadeln, deren man sich zur Heilung dieser Krankheit bedient, werden von Gold und Silber verfertigt, und sind von doppelter Art. Einige nämlich — und diese werden ohne Unterschied aus einem von beiden Metallen verfertigt — sind den Griffeln ähnlich, deren sich unsere Schulknaben beim Aufsagen der Buchstaben bedienen, etwa vier Zoll lang, sehr dünn, endigen sich in eine sehr zarte Spitze, und haben eine schneckenförmig gewundene Handhabe, damit sie bequem herum gedreht werden können. Zur Verwahrung von beider Art Nadeln gebraucht man einen kleinen Hammer, der so eingerichtet ist, daß man an jeder

Seite der Handhabe eine Nadel anbringen kann. Der Hammer ist sehr fein aus dem Horn eines Auerochsen gemacht, etwas länger als die Nadel selbst, und hat oben einen runden mit Blei gefüllten Knopf. Diejenige Seite des Knopfs, die zum Schlagen bestimmt ist, wird mit weichem violetfarbenen Leder überzogen, damit er beim Stoß nicht von der Nadel abspringe. Die Nadeln der andern Art sind allemal von Silber und an Gestalt wenig von der vorigen verschieden; die Handhabe ist ein wenig dicht, kurz und in die Länge gestreift. Das stechen selbst geschieht auf folgende Art. Man nimmt die Spitze der Nadel in die linke Hand zwischen den Mittel- und Zeigefinger, der auf dem Daumen ruhet, und nähert sie dem zustehenden Orte, der von keinem Nerven berührt werden darf. Dann bringt der Arzt mit einem oder zwei Hammerschlägen die Nadel durch die äußere harte Haut; darauf dreht er die Handhabe der Nadel, um diese bis zur erfoderlichen Tiefe in den Körper zu bringen, welche Tiefe gemeiniglich einen halben, selten einen ganzen Zoll betragen muß. Hier hält der Arzt die Nadel fest, bis der Kranke ein oder zweimal Odem geschöpft hat, alsdann zieht er sie heraus und preßt den Ort mit seinen Fingern, als wollte er den bösen Geist heraus

drücken. Bei einem Kranken, der das Bauchgrimmen hat, pflegen die Aerzte neun Nadelstiche vorzuschreiben, die auf dem Unterbauche geschehn müssen, so daß die neun gestochenen Punkte gerade ein Viereck ausmachen und in der Breite eines umgekehrten doppelten Daumens von einander sind.

Das Brennen geschieht mit der Moxa. Dies ist eine sehr zarte und weiche faserige Materie von aschgrauer Farbe, sehr fähig das Feuer aufzufassen, das mit einer kleinen sichtbaren Flamme allmählig darin zunimmt und mäßige Wärme gibt, bis alles in Asche verwandelt ist. Man verfertigt sie aus dem ausgetrockneten in der freien Luft aufgehangenen Blättern des noch jungen Beifußes, (artemisia vulgaris latifolia) welcher nur an besondern von den Sterndeutern dazu bestimmten Tagen frühmorgens noch vom nächtlichen Thau triefend gepflückt werden darf. Wenn er völlig ausgetrocknet ist, wird er auf dem höchsten Boden im Hause aufgehoben, und je älter er wird, desto edlere und zartere haarige Materie kann man erwarten. Zur Bereitung der Moxa werden die Blätter zuerst mit einem Mörser zerschlagen, bis sie weich wie grober Flachs sind, dann mit beiden Hän-

den so lange gerieben, bis die härtern Fasern und die häutigen Wesen sich von den übrigen, schon beim ersten Stoßen ganz zermalmten, Schalen absondern, und nun bekömmt man die verlangte reine und feine Materie, womit die Natur die junge Pflanze begabt hat. Das Brennen wird sowol zur Verwahrung vor Krankheiten als zur wirklichen Heilung gebraucht. Personen, die für ihre Gesundheit besorgt sind, lassen sich alle halbe Jahre einmal brennen. Auch Unglückliche, die zu ewigem Gefängniß verdammt sind, werden von Zeit zu Zeit aus ihrem Kerker herausgelassen und mit Moxa gebrannt. Die Aerzte sind aber nicht eins, welche Orte nach der verschiedenen Beschaffenheit der Krankheiten, und nach dem man sie entweder heilen oder verhüten will, gebrannt werden müssen. Doch wird kein Theil des Körpers mehr zum Brennen ausgewählt, als beide Seiten des Rückgrats bis zu den Lenden herab. Bei Personen von beiderlei Geschlecht ist der Rücken so voll Narben, daß man glauben sollte, sie seyen unter Henkers Händen gewesen. Indessen schadet dies nach ihrer Meinung der Schönheit nichts, und sie zeigen oft ihren bloßen Rücken, indem sie, auch bei ganz leichten Arbeiten, ihr Brustkleid ablegen, die Röcke herunter lassen

und bei den Hüften zusammen binden, um sie nicht mit Schweiß zu verunreinigen. Das Brennen selbst wird auf folgende Art vorgenommen. Man dreht mit den Vorderfingern etwas Moxa in einen Kegel zusammen, der ungefähr einen Zoll hoch zu seyn und eine Grundlage von etwas größerer Breite zu haben pflegt. Dieser Kegel wird unten mit Speichel angefeuchtet, damit er fest anklebe und dann auf den zu brennenden Ort gestellt. Darauf zündet man die Spitze mit einem brennenden kleinen Stäbchen an, das aus der schleimigen Rinde des wilden Japanischen Lorbeerbaums bereitet worden. Der Kegel ist gemeiniglich in kurzer Zeit abgebrannt, und oft wird alsdann noch ein neuer angelegt. Die Hauptsache bei dem Gebrauche dieses Mittels besteht in der zuverlässigen und genauen Kenntniß des Orts, der nach Beschaffenheit von jeder Art Krankheit gebrannt werden muß. Zu Austreibung der Dünste, als worauf die ganze Absicht des Brennens geht, sollte man denjenigen Ort, der dem leidenden Theile am nächsten ist, für den bequemsten halten; allein die Japanischen Kunstverständigen wählen oft einen ganz entfernten, und brennen z. B. — und das mit gutem Erfolg — in Magenbeschwerden und um Eßlust zu erwecken, die Schultern, bei Seitenstechen

die

die Gelenke des Rückgrats, bei Zahnschmerzen die Muskeln des Daumens an eben der Seite. Vor allen hütet man sich die Blut- und Pulsadern durch das Brennen zu verletzen. Bei diesem Geschäfte muß der Leidende gerade in der Lage des Körpers bleiben, in der er sich befand, als der schickliche Ort zum Brennen angezeigt wurde. Gewöhnlich aber muß er mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen auf der Erde sitzen und die flachen Hände in die Seite legen, weil in dieser Lage die Muskeln des Körpers und die zwischen inne liegenden Theile am besten zum Vorschein kommen, sie selbst auch der Lage eines ungebornen Kindes am nächsten kömmt. Wer an den Beinen gebrannt werden soll, muß auf einem Stuhl sitzen und die Füße in warm Wasser setzen, um auf diese Art an den vom Herzen weiter entfernten Theilen des Körpers die Ausdünstung zu befördern. Die nächsten Tage nach dem Brennen besieht der Arzt die Wunden. Haben sie nicht geeitert, sondern sind trocken, so sucht man durch hineingelegte zerstoßene Zwiebeln die Eiterung zu befördern.

Die übrigen Arzneien der Japaner bestehen bloß in abgesottenen oder eingeweichten Kräu-

tern, und diese werden von den Aerzten selbst verkauft, Apotheker hat man nicht.

Die Städte sind gemeiniglich stark bebaut und sehr volkreich. Die Gassen sind regelmäßig und mit Thoren versehn. Von Mauern, Wällen und Graben sieht man nichts. Die Stadtthore, deren es zwei giebt, haben nichts vor den Gassenthoren voraus, nur daß sich vor denselben zuweilen ein Stück Wall zum Zierrath aufgeworfen findet. Doch sind sie in den fürstlichen Residenzstädten besser angelegt und zur Ehre des Landesherrn mit einer ansehnlichen Schloßwache besetzt. Die kaiserlichen Gränzstädte haben an ihren engen Päßen starke mit einer Inquisizions-wache *) besetzte Thore.

Die Tempel liegen hoch, allemal in den angenehmsten Gegenden des Landes, und gemeiniglich außerhalb den Städten und Dörfern. Es giebt ihrer von zweierlei Art, Mias für die Sintoisten und Tiras für die Budsdoisten. Jene sind kunstlose Gebäude von Holz, öfters

*) D. i. welche die Ein- und Ausgehenden über ihren Namen u. s. w. befragen, auch vielleicht sie durchsuchen muß.

öfters nur kleine viereckige Häuschen, doch von schönen starken Balken, haben gemeiniglich nicht viel über zwei bis drei Mannshöhen, zwei oder mehr Klafter ins Gevierte, stehen eine Elle oder etwas mehr über der Erde, und ruhen auf Pfälen. Die Vorderseite hat zwei beständig geschlossene Gitterthüren, wodurch man hineinschauen und seine Ehrfurcht bezeugen kann. Der Gegenstand dieser Ehrfurcht ist aber oft weiter nichts als etwas weißes in kleine Stücke zerschnittenes Papier, das in dem Tempel herum hängt und die Reinigkeit des Orts andeutet. Oft befindet sich auch in der Mitte ein runder Spiegel, worin der Besucher seine Mängel und Flecken sehn und sich dabei erinnern soll, daß die Flecken seiner Seele hier gleichfalls den Göttern sichtbar werden. Selten hat man den Kame, d. i. den Gott oder Heiligen des Tempels, in einem ausgeschnittenen Bilde vorgestellt; und ist ein solches Bild da, so wird es in einem Hinterkämmerchen, welches Fongu, d. i. ächter Tempel, heißt, verborgen gehalten. Der Anbeter darf nur die Thür des Fongu begrüßen, welches auf indische Art mit gefalteten erhabenen Händen und Beugung der Knie zu geschehen pflegt. Bloß an dem großen Gedächtniß- und Todestage des Heiligen, der nur alle hun-

 dert

dert Jahr gefeiert wird, darf sein Bild genauer besichtigt werden. An eben diesem Orte werden auch alle noch vorhandene Ueberbleibsel (Reliquien) von Gebeinen, Kleidern, Säbeln oder wunderbarer Handarbeit des Heiligen aufbewahrt. Manche Mias haben Vor- und Nebenzimmer, in denen die Tempelhüter dem Kame zu Ehren in ihrem heiligen Gewande sitzen. In dem Vorzimmer hängen vielerlei Bilder, ausgeschnitzte Säbel, Modelle von Schiffen und andere Zierrathen, welches meist freiwillige Gaben andächtiger Herzen oder Bezahlungen von Gelübden sind. — Diese Mias werden nicht von geistlichen Pfaffen, sondern von weltlichen beweibten Personen bedient, welche Negi, Kannusi und Sjannin heißen. Diese haben ihren Unterhalt theils von dem Vermächtnisse des Mia-stifters, theils von der jährlichen Zulage des Mikaddo, d. i. des Japanischen Papstes, und theils von den freiwilligen Gaben der Anbeter. Wann sie ihren Dienst verrichten, sind sie wie die Hofleute des Mikaddo gekleidet, nämlich in weiten weißen, gelben oder andersfarbigen Chor-röcken, die sie über ihre weltliche Kleidung anziehen. Ihr Kopf ist ungeschoren, außer am Barte. Die Scheidel bedeckt eine längliche, vorn etwas überstehende,

schiffs-

schiffsförmige, steife, schwarz verlackte Mütze, die unter dem Halse mit einer längern oder kürzern Schnur zugebunden ist. Außer dieser hängt noch eine ebenfalls längere oder kürzere Schnur nach dem Range eines jeden herab. Die Obern haben ihr Haar noch unter einem andern zierlichen schwarzen Flor zusammen gebunden, in welchem ein anderthalb Spannen langes und zwei Daumen breites gestreiftes Läpchen, nach dem Unterschiede des vom Mikaddo ertheilten Titels, mehr oder weniger aufsteht oder gebogen niederhängt. Alle Tempelbediente stehen unmittelbar unter dem Mikaddo, und nur ihre bürgerlichen Streitigkeiten gehören, so wie bei allen Geistlichen, für zwei von dem weltlichen Monarchen bestellte Tempelrichter. Sie sind alle ausnehmend hochmüthig, wollen von höherer Abkunft seyn als andere Geistliche, und gehen, wann sie nicht im Dienste der Mia sind, gleich dem Adel in weltlichen Kleidern mit zwei Säbeln. Sie nehmen sich sorgfältig vor dem Umgange mit weltlichen und gemeinen Leuten in acht, halten sogar die Priester anderer Glaubensparteien für unrein und wollen sich vor ihnen durch ihre Heiligkeit auszeichnen.

Die zweite Art von Tempeln, die Tiras, fallen durch ihre Höhe und künstlichen Dächer mehr in die Augen. Sie sind von dem schönsten Zedern- und Tannenholz gezimmert und inwendig mit vielen geschnitzten Bildern ausgeziert. In der Mitte befindet sich ein aufgeschmückter Altar mit einem oder mehrern vergoldeten Götzen, und vor denselben einige wohlriechende Kerzen. Das ganze Reich ist mit solchen Tiras erfüllt, und der Pfaffen eine unzählige Menge.

Auf den Landstraßen sind auch bei Abwegen, Brücken, Klöstern und heiligen Oertern steinerne Fotoge oder ausländische Götzenbilder, besonders des Amida und Dsisoo, aufgerichtet, um die Vorüberreisenden an den rechten Weg im Leben und Wandel zu erinnern. Zu eben dem Zweck klebt man auch gedruckte Bildnisse von diesen Weggötzen an die Stadt- und Dorfthore und andere öffentliche Oerter an.

An den gemeinen Hausthüren und Pfosten sieht man durchgängig ein Bildniß von einem Hausgötzen, als: von dem schwarzen Giwon oder ochsenköpfigen Himmelsfürsten, der vor Krankheiten, und die Kinder besonders vor den Blattern, die hier sehr bösartig sind, bewahren

soll;

soll; oder von einem mit Haaren bewachsenen Jesoer, der mit beiden Händen ein großes Schwert führt, um Unglück abzuwehren; oder von einem gemahlten Drachen- oder Teufelskopf mit aufgesperrtem Maul, großen Zähnen und feurigen Augen, bei dessen Anblick sich neidische Augen brechen sollen, damit sie dem Hause nicht schaden. Man bringt auch gewöhnlich einen Zweig von dem Baume Fanna Skimmi *), oder das Kraut Odermennig an; ersterer soll Segen in das Haus bringen, und durch das andere der böse Geist vertrieben werden. In verschiedenen Flecken findet man Ablaßschach-

*) Ist vielleicht einerlei mit Fannashiba, wovon die französische Encyklopädie, nach Hübeners Universal-lexikon, sagt: „Dies ist ein „großer Baum, der in Japan wächst; seine „Blätter sind dunkelgrün und bilden eine Art von „Krone; die Blüten sitzen büschelweise an einan- „der, und verbreiten einen sehr angenehmen Ge- „ruch, der so stark ist, daß man ihn, wann „Wind geht, auf eine Stunde weit riechen kann. „Die Frauenzimmer trocknen sie und räuchern „ihre Zimmer damit. Man pflanzt diesen Baum „nahe an Tempel und Pagoden. Wann er alt „ist, verbrennt man ihn bei Leichenbegängnissen.“

teln *) über die Thüren gesetzt, um dem Hause Glück zuzuwenden; andere kleben und hängen lange Papierstücke, die sie von Geistlichen ihrer Partei bekommen haben, an die Thür oder inwendig im Hause an, wodurch kraft gewisser Zeichen und Gebetformeln alles Unglück vom Hause weggewiesen wird. Man heftet auch wider besondere Seuchen und Plagen Amulete (d. i. Papiere, Hölzer u. dgl. mit Zeichen und Formeln versehen,

*) Diese bringen sie mit von einer Wallfahrt, die ein jeder rechtglaubiger Sintoist entweder jährlich, oder doch wenigstens einmal in seinem Leben, nach der Mia des Gottes Tensjo Daisin, bei der Stadt Isja, machen muß. Es sind kleine viereckige Schachteln von tannenen sehr feinen Bretterchen, inwendig mit dünnen Stöckchen von demselben Holz, die mit Riemen von sauberm Papier umwunden sind, angefüllt. Sie sollen Demuth und Reinigkeit, als Tugenden, die dem Gotte wohlgefällig sind, anpreisen. Es sind also eigentlich Empfehlungs- und nicht Ablaß-schachteln, ob sie gleich der große Haufe wol in dem letztern Sinne brauchen mag. Für diejenigen, die die Reise nach Isje nicht selbst mitmachen, werden jährlich große Packen und Kisten mit diesen Waaren durch ganz Japan versendet.

hen, die gewöhnlich am Leibe, besonders am Halse getragen werden) vor die Thüren, unter andern wider die Armuth. Dies thun vermuthlich die Faulen.

Es giebt auch Bettelorden. Eine Gattung davon sind die Jammabos, d. i. Bergsoldaten, welcher Name daher kömmt, weil diese Priester nach der ursprünglichen Stiftung verbunden sind im nöthigen Fall für die väterlichen Götter und Länder zu streiten. Nach eben dieser Stiftung sollten sie Einsiedler seyn, sollten um des Ewigen willen das Zeitliche verachten und ihren Leib mit Ersteigung heiliger Berge und oftmaligem Abwaschen in kaltem Wasser kasteien. Sie sind aber zum Theil von dieser ihrer ersten Bestimmung weit abgewichen, sind Straßenbetler und Wunderthäter geworden. Als letztgenannte geben sie vor, daß sie durch gewisse geheimnißvolle Vorkehrungen (Ceremonien) und kräftige Worte mit Hülfe der Götter die bösen Geister beschwören, verborgene Dinge erforschen und viele andere übernatürliche Dinge ausrichten können. So wollen sie z. B. Kranke heilen, die bereits von den Aerzten aufgegeben worden. Ein solcher Kranker muß zuvörderst dem Jammabo von seiner Krankheit eine genaue Nach-

richt geben. Diese schreibt er mit besondern Zeichen (Charakteren) auf ein Stück Papier, das er mit besondern geheimnißvollen Vorkehrungen, deren Kraft sich in das Papier hineinziehen soll, vor den Götzen hinlegt. Darauf verfertigt er aus diesem Papier Pillen, von denen der Kranke alle Morgen eine niederschlucken und Wasser, das mit gewissen geheimnißvollen Vorkehrungen geschöpft worden, dazu trinken muß. — Ferner wollen sie die Schuld oder Unschuld solcher Personen, die in Verdacht eines Verbrechens sind, entdecken können, entweder durch eine Art von Beschwörung, oder wenn diese sich kraftlos beweist, durch eine Feuerprobe. Man macht nämlich ein Kohlenfeuer in der Länge einer Klafter, durch welches die beschuldigte Person dreimal durchgehn muß. Bleibt sie ganz unbeschädigt, so wird sie für unschuldig erkannt. Man weiß es denn schon zu machen, daß die, denen man wohl will, gut davon kommen. Außerdem bedienen sie sich eines mit verschiedenen Schriftzügen (Charakteren) und schwarzen Vögeln bezeichneten und mit dem Petschaft des Jammabo bekräftigten Papiers zum Beweise der Schuld oder Unschuld, und auch als eines Mittels, einen schon für schuldig erkannten zum Bekenntniß zu nöthigen. Der Beschuldigte muß

näm-

nämlich ein Stück von diesem Papier in Wasser trinken, wovon er, wenn er schuldig ist, so grausam gequält werden soll, daß er sich nicht anders als durch ein aufrichtiges Bekenntniß helfen könne. Die Jammabos wollen mit diesem Papier noch viel mehr Dinge bewirken können, z. B. glühende Kohlen und glühendes Eisen ohne die mindeste Verletzung behandeln, das stärkste Feuer auslöschen, kalt Wasser siedend und siedendes kalt machen, den Säbel eines tollen Menschen in seiner Scheide so befestigen, daß er ihn nicht ziehen könne, den stärksten Hieben ausweichen u. s. w. Man kann wol denken, daß das Papier nichts dazu thut, und daß diese angeblichen Wunderthäter nichts als Gaukler sind. Ihre geheimnißvollen Vorkehrungen bestehen darin, daß sie, unter Hermurmelung gewisser Formeln, mit den Händen und Fingern gewisse Gestalten, z. B. eines Tigers, Krokodils und anderer reißenden Thiere in einem Augenblick vorstellen und wieder in andere verwandeln. Ihre geheimnißvolleste Beschwörung ist, wann sie mit beiden Händen und zusammengeflochtenen Fingern die Si Tenno oder vier kräftigsten Götter des drei und dreißigsten oder letzten Himmels vorstellen. Sie richten dann die beiden Mittelfinger einen gegen den andern meist senk-

recht

recht in die Höhe, und die beiden Nebenfinger fassen sich durchkreuzend so einander an, daß sie gerade die vier Weltgegenden und damit auch einen der vier Götter bezeichnen. Die beiden gerade empor stehenden Mittelfinger dienen auch zugleich zu einem Perspektiv (Fernglas), wodurch die Jammabos die Geister im Leibe des Menschen und die Krankheiten wollen untersuchen und dann beurtheilen können, durch welche Mittel sie am besten sich vertreiben lassen.

Außer den Jammabos giebt es noch eine Menge heiliger (religiöser) Gesellschaften und Orden, deren prächtige Tempel und reiche Klöster, worin die Mönche unter dem Schein einer andächtigen Entfernung von der Welt blos ein müssiges wohllüstiges Leben führen, sich bis zum Erstaunen vermehrt haben. Es gibt aber auch einige Gesellschaften, die nicht durchaus geistlich sind, sondern einen Zusatz von Weltlichkeit haben. Unter diesen ist besonders die alte und zahlreiche Gesellschaft der Blinden zu bemerken. Sie besteht aus Personen von allen Ständen. Die Mitglieder müssen sämmtlich blind, geboren oder geworden, seyn. Ihr Stifter war ein Prinz Namens Sennimar. Dieser verlohr aus Gram über den Tod seiner Geliebten das Gesicht,

und um das Andenken derselben auf die Nachwelt fortzupflanzen errichtete er die Gesellschaft. Sie ist durch das ganze Reich zerstreut, und hat, wie ehmals die Jesuiten, ihren General. Dieser und die Kasse sind zu Miako. Die zehn Räthe oder Gehülfen des Generals wohnen auch zu Miako und haben so wie er Macht über Leben und Tod, doch so daß ein Todesurtheil von dem obersten Richter in Miako unterzeichnet werden muß.

Was wir in Europa Papst nennen, heißt, wie schon bemerkt worden, in Japan Mikaddo, im gemeinen Leben auch öfters Dairi, doch deutet dieser Name eigentlich den ganzen Hof an, und ist folglich so viel als wann wir sagen: der römische Hof. Der Mikaddo behauptet, daß er in gerader Linie von Ten Sjo Dai Sin, dem erstgebornen Sohn und Erben des Gottes Isanagi abstamme. Darauf gründet er sein Recht zur Krone und sieht sich als gebornen Papst an. Um diese Meinung bei dem Volke zu unterhalten und sich ein übermenschliches Ansehn zu geben, muß er nicht mit den Füßen die Erde berühren, sondern beständig auf Menschenschultern getragen werden. Er darf nicht in die freie Luft gehn, weil

die Sonne nicht würdig ist sein göttliches Haupt zu bescheinen. Allen Theilen seines Leibes wird eine solche Heiligkeit zugeschrieben, daß er weder Haare, noch Bart, noch Nägel abzuschneiden sich erkühnt, sondern man thut dieses des Nachts; und hat er sich besudelt, so macht man ihn rein wann er schläft; denn die Japaner sagen, was zu der Zeit von seinem Leibe genommen werde, das sey ihm gestohlen, und ein solcher Diebstahl vermindere seine Heiligkeit und Würde nicht. In alten Zeiten mußte der Dairi alle Morgen etliche Stunden die kaiserliche Krone aufhabend unbeweglich auf dem Throne sitzen, weil er, wie man glaubte, auf diese Weise Frieden und Ruhe in seinem Kaiserthume erhalten könnte. Allein jetzt ist er dieser beschwerlichen Amtspflicht überhoben und kann sich ganz ungehindert dem Vergnügen überlassen, denn an seiner Stelle wird nur die Krone einige Stunden auf den Thron gesetzt. Seine Speisen müssen jederzeit in neuen Töpfen zubereitet und in neuen Schüsseln aufgetragen werden. Diese Gefäße werden nur aus gemeinem Thone und neuem Holze gemacht, damit sie ohne große Kosten beiseite gelegt oder zerbrochen werden können; denn sie sollen in keines Laien Hände gerathen, weil man fest glaubt,

wenn

wenn ein solcher sich unterstände aus diesen geheiligten Schüsseln zu essen, so würde ihm davon Mund und Kehle schwillen und sich entzünden. Das nämliche fürchtet man von des Dairi Kleidern.

Der Mikaddo hat allemal zwölf Weiber, dies ist eine uralte Sitte seiner Vorfahren *). Dies gibt eine zahlreiche Nachkommenschaft und eine Menge Nebenlinien. Daraus entsteht oft Streit über die Erbfolge, aus diesem Streite Krieg, und ein solcher Krieg wird nie anders als mit dem gänzlichen Untergange der einen Partei geendigt, worauf denn eine grausame Ausrottung ganzer Familien erfolgt.

Man sieht aus diesem allen, daß die Japaner den Europaern an Aberglauben nichts nachgeben. Aber eben so gut haben sie auch

wie

*) Kämpfer setzt hinzu: „Unter ihnen hat die Mutter des Erbprinzen oder der Erbprinzessin den Titel der Kaiserin.“ Er sagt aber nicht, nach welcher Regel es bestimmt wird, welche von den zwölfen die Mutter des Erbprinzen seyn soll. Vielleicht entscheidet die Vorliebe des Kaisers hierüber.

wie wir ihre Denker, Sjudo Sju genannt, ungefähr was wir Deisten, d. i. Vernunftgläubige, nennen würden. Diese denken sich Gott als den vollkommensten Geist und als die Seele der Welt. Sie setzen ihr höchstes Gut in die Zufriedenheit, die ein unsträfliches Leben gewährt, und sagen, man müsse die Tugend um ihrer selbst willen lieben, sie sey die Bestimmung des Menschen. Zur Zeit der Christenverfolgung beschuldigte man sie, daß sie die Lehre der Christen begünstigten, und nöthigte sie, in ihren Häusern einen Abgott zu halten und diesen mit vorgesetztem Rauchfasse und mit Blumentöpfen zu verehren. Wenn sie in ihren niedern und hohen Schulen das Bild des Konfuzius oder eines andern Vernunftlehrers aufstellen wollen, so bedarf es dazu der Genehmigung der Priester. Ehmals wurden die Wissenschaften von dieser Partei, die damals sehr zahlreich war, stark getrieben; seitdem sie aber in Verdacht wegen der Christen kam, nahm sie immer mehr und mehr ab, und man wagt es jetzt kaum, ihre Bücher zu lesen. Im vorigen Jahrhundert suchte ein Japanischer Fürst diese Partei in seinen Ländern wieder einzuführen, und stiftete eine hohe Schule. Er erreichte auch seinen

Zweck

Zweck; der große Haufe ward aufgeklärter und wollte nun die unbegreiflichen Erzählungen von Wundern und dergleichen nicht mehr glauben, und den unwissenden Bettelpfaffen keine so reichen Almosen mehr geben. Allein sowol der weltliche als der geistliche Kaiser nahmen dies sehr übel auf, und wollten den Fürsten seiner Erblande entsetzen, so daß dieser genöthigt war, die Regierung an seinen Sohn abzutreten. Man darf sich darüber nicht wundern: jede eigenmächtige und auf Wahn gegründete Regierung muß so verfahren, wenn sie sich erhalten will; das Reich der Vernunft ausbreiten heißt die Herrschaft des politischen und religiösen Aberglaubens untergraben.

Der Ursprung des weltlichen Kaiserthums in Japan ist folgender. Die Regierung der geistlichen Kaiser ward mit der Zeit sehr schlaff, dies gab dem Reichsadel, d. i. den Statthaltern und Lehnsträgern des Reichs Anlaß sich unabhängig zu machen, und auch, sich unter einander zu bekriegen. Um diese ehrsüchtigen Unternehmungen des Adels einzuschränken, wurde Joritomo, ein Prinz vom Geblüt, im Jahr 1195 zum Feldherrn der Krone ernannt. Dieser

machte aber mit den Fürsten gemeinschaftliche Sache und maaßte sich bald eine uneinschränkte Gewalt in Entscheidung aller weltlichen Händel des Kaiserthums an. Hiedurch bekam die Macht des geistlichen Kaisers einen tödtlichen Stoß. Indessen behielt er unter den Nachfolgern des Joritomo noch immer einigen Antheil an der weltlichen Regierung, bis es endlich dem Fidejos, nachher Taiko genannt, einem eben so klugen als tapfern Mann, aus dem niedrigsten Stande, im Jahr 1583 gelang sich ganz unabhängig und zum weltlichen Kaiser zu machen. Sein scharfer Blick hatte bald bemerkt, daß er nie einen dauerhaften Besitz des Reichs hoffen könnte, wenn er nicht die Freiheit der kleinen Fürsten und Könige völlig unterdrückte; das that er denn auch, theils mit Gewalt, theils mit List; und die langwierigen Kriege dieser Herren unter sich hatten ihm zu ihrer Entkräftung viel vorgearbeitet. Was also die geistlichen Beherrscher Japans vier Jahrhunderte durch nicht vermocht hatten, das brachte Taiko in weniger als zehn Jahren zu Stande. Er bekriegte Korea *) und entfernte dadurch die

*) Eine Halbinsel in der schinesischen Tartarei.

die noch nicht genug geschwächten Großen aus ihrem Vaterlande. Während ihrer Abwesenheit befestigte er seine Herrschaft und seine Wohnstadt, und verschönerte die letztere mit vielen Palästen. Nach geendigtem Kriege überredte er die an Vermögen erschöpften und nach Ruhe sich sehnenden Großen, daß sie künftig ihre Gemahlinnen und Kinder dieser Stadt anvertrauten, unter dem Vorwande, daß man auf deren Sicherheit bei den jetzigen aufrührischen Gesinnungen der Unterthanen jetzt mehr als jemals Rücksicht nehmen müsse. Die Männer sollten sich wieder auf ihre Güter begeben nnd jährlich zu gewissen Zeiten ihre Familien am Hofe und zugleich den Kaiser besuchen. Diese Einrichtung war für die Gewalt der kleinen Fürsten tödtlich: der Kaiser bekam ihre Familien zu beständigen Geißeln ihrer Treue. Diese mußten sie außerdem jährlich durch wiederholte Huldigung von neuem bekräftigen.

Nun war noch die ausgelassene Freiheit des Volks durch neue Gesetze einzuschränken. Diese wurden sehr hart abgefaßt: keine Uebertretungen derselben können mit Geld- oder Leibesstrafe, sondern bloß mit dem Blute des Verbre-

chers gebüßt werden. Hievon sind bloß die Großen des Reichs ausgenommen: diese verweist man auf wüste Inseln, oder sie müssen auch sich selbst entleiben. Nie wird bei neuen Gesetzen eine Ursache oder Veranlassung, ein Beweggrund oder Zweck angegeben. Der bloße Wille des Kaisers ist genug; denn dieser Wille ist der weiseste, und wer daran zweifelt, der ist ein Staatsverbrecher.

Taikos Nachfolger halten sich bis jetzt mit glücklichem Erfolg an dieselben Grundsätze. Sie wissen die Reichsfürsten zu beständigem großem Aufwande, der ihre Einkünfte verschlingt, zu verleiten, wozu besonders die jährliche Reise nach Hofe und der prächtige Aufzug, in welchem sie dort erscheinen müssen, dient; sie wissen sie ferner mit ausnehmend schlauer Kunst von allen engern Verbindungen unter sich, wie z. B. der neuliche Fürstenbund in Deutschland war, und von Zusammenkünften zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen abzuhalten, wissen die innersten Geheimnisse ihrer häuslichen Angelegenheiten zu erforschen, wissen Haß und Liebe unter ihnen bald anzuflammen bald zu dämpfen, je nachdem es der Vortheil des Hofes

erfodert. Die Einkünfte, Arbeiten, Unternehmungen jedes Bedienten, die Absichten und Denkart des Statthalters, das Verfahren und die Urtheilssprüche der Gerichte, kurz alles ist den Japanischen Regenten bekannt.

Den Mikaddo weiß der Kaiser eben so schlau als die übrigen Fürsten in einer beständigen Abhängigkeit von sich zu erhalten, ohne doch das Ansehen zu schmälern, worin derselbe bei dem großen Haufen steht. Er gibt ihm so viel, daß er mit Glanz leben kann. Er hält ihm auch eine Leibwache, aber im Grunde mehr zu seiner, als zu des Mikaddo Sicherheit. Als dieser noch Herr des Reichs war, wohnte er bald in dieser bald in jener Stadt mit seinem Hofe; jetzt aber darf er Mikao nicht verlassen. Er hat das Recht dem Kaiser, den Vornehmsten des Reichs, ihren Kindern und Anverwandten mancherlei Ehrentitel zu bewilligen, so wie der Europaische Pabst ehmals dem einen Könige den Titel des allerkatholischsten, dem andern den des allerchristlichsten u. s. w. gab, und noch jetzt in den zwangsgläubigen (katholischen) Ländern Kardinäle, Patriarchen, Bischöfe u. s. w. macht. Auch ist dies Recht mit Einnahme

 ver-

verbunden wie in Europa. Indessen vermehrt es die Macht des Mikaddo nicht; er mag dem Kaiser Titel geben so viel er will, dieser bleibt immer sein Herr.

Man sieht aus diesem allen, wie eigenmächtig und zugleich wie klug der kaiserliche Hof in allen Stücken verfährt. Schwerlich gibt es noch eine Regierung in der Welt, die es besser verstünde, die Unterdrückung der Menschheit in ihrem Lande zu verewigen. Man überdenke nur, was man in Japan zu diesem Zwecke für Mittel hat.

1) Die Sperrung des Landes. Kein Einheimischer darf heraus, kein Fremder hinein, oder die hineindürfen, die Holländer und Schinaer, werden wie Gefangene gehalten. Dadurch wird aller Geistes-verkehr mit andern Völkern aufgehoben; was diese kluges haben und thun, erfährt der Japaner nicht; er kann keine Vergleichung zwischen seiner Verfassung und der ihrigen anstellen.

2) Die Gottmenschheit des Mikaddo, wodurch dieser ewig der Gegenstand der Anbetung des großen Haufens bleibt. Der

Mensch

Mensch bleibt Sklav, so lange er einen Menschen für Gott hält.

3) Die Unterordnung eben dieses Gottmenschen unter die weltliche Macht, und die Art, wie er untergeordnet ist. Indem der Kaiser von dem Mikaddo Titel annimmt, bezeigt er ihm, wie der große Haufe, Verehrung; indem er ihn ernährt und bewacht, setzt er sich über ihn. Jenes ist eine Gaukelei, die das Ansehen des Mikaddo stützt, und mit diesem Ansehen zugleich das des Kaisers, der sein Herr ist, vermehrt.

4) Nur Ein freier Wille im ganzen Lande, der des Kaisers; und folglich, da der freie Wille den Menschen vom Thier unterscheidet, nur Ein Mensch da; alles übrige, was wie Mensch aussieht, diesem Einen als Thier unterthan. Daher auch nur Ein Gesetz, der Wille des Kaisers; nur Ein Richter, der Kaiser, durch die Vollstrecker seines Willens; nur Eine Strafe, die Kaiserliche, d. i. der Tod, welcher den Majestätsverbrechern, und das sind alle, die des Kaisers Willen entgegen handeln, gebürt.

5) Seit zwei hundert Jahren keine auswärtige Kriege, und keine Lust zu Eroberungen. Damit könnte die Sperrung des Landes, diese Hauptstütze des Throns, nicht bestehn.

6) Unterdrückung der Vernunft. Diese krönt das Werk. Ließe man die Vernunft weiter aufkeimen, als es zu den Bedürfnissen des Hofes nöthig ist, ließe man sie über das Verhältniß des Menschen zum Menschen und über das Verhältniß des Menschen zu Gott nachdenken; und ließe man diese Gedanken laut werden, so daß sie ähnliche Gedanken, und diese wieder ähnliche, und so fortan, erzeugen, und so mit der Zeit sich allgemein verbreiten könnten: so müßte das über kurz oder lang den eigenmächtigen Thron erschüttern.

* * *

Nun wollen wir zu unserm Benjowski zurückkehren.

Er ward da, wo er landete, sehr gut aufgenommen; man versorgte ihn und seine Gesell-

schaft

schaft mit Lebensmitteln; man führte ihn zu dem Fürsten dieser Provinz. Dieser fragte ihn, ob er ein Christ und bereit sey für das Kreuz zu sterben? Der Graf antwortete: er schätze das Kreuz nicht weiter, als die Materie, woraus es gemacht worden, werth sey, und keine Nation würde so unverständig seyn ihn zu tödten, wenn er sage, daß Holz nichts weiter als Holz sey. „Du hast mich nicht verstanden, erwiderte der Fürst; ich frage, ob du entschlossen seyst für deinen Gott zu sterben?“ Der Graf versetzte: „wenn ich für meinen Gott stürbe, so würde ich zugleich für den Gott der Japaner sterben, denn ich erkenne nur Einen Gott, der alles sichtbare und unsichtbare erschaffen hat, und diesen Gott verehre ich durch rechtthun und wohlthun.“ — „Vortreflich! rief der Fürst und umarmte den Grafen, du bist ein ächter Japaner in deinem Glauben.“

Der Graf bat um die Erlaubniß, nach Japan zurückkehren und unter dem Schutze dieses Fürsten Handlung treiben zu dürfen. Dies ward ihm sehr gern zugestanden; der Fürst versprach sogar, seinen Einfluß bei dem Kaiser anzuwenden, daß des Grafen Schiffe in alle Japanische

Häfen einlaufen dürften. Nur müsse der Graf sonst nichts als den Handel zur Absicht haben, müsse keine Glaubensveränderung bewirken, folglich auch keine Glaubensbücher, noch weniger Bonzen aus seinem Lande mitbringen, und durch Anlegung von Festungen keine Macht erwerben wollen. Dies versprach der Graf.

Bei seiner Abreise ward ihm eine Flagge mitgegeben, woran man ihn bei seiner Rückkehr wieder kennen könne. Auch ward ihm ein junger Japaner anvertraut, der die Reise nach Europa mitmachen sollte, und zur Unterhaltung desselben wurden ihm funfzig Goldstücke, jedes von zwei und einer Viertel-unze, gegeben. Außerdem schenkte ihm der Fürst eine Schachtel mit Juwelen, ein vollständiges und vergoldetes Porzelanservice, eine Menge Thee und Taback, einen mit Gold gezierten Säbel und ein mit Perlen besetztes Gehenk dazu.

Des Grafen Gefährten hatten einen sehr vortheilhaften Handel mit den Japanern getrieben, hatten Felle für Gold, Porzellan, Perlen und andere Sachen ausgetauscht.

Am zweiten August ging das Schiff unter Segel. Der Graf fragte seine Gefährten, ob sie, der Abrede gemäß, nach der Wasser-insel zurückkehren wollten. Keiner antwortete. Darauf that er ihnen den Vorschlag, nach Kanton in China zu gehen, da ihre Felle zu verkaufen und nach Europa zurückzukehren; nachher unter dem Schutze irgend einer Macht eine dauerhafte Pflanzung anzulegen, wozu ihnen die Freiheit nach Japan zu handeln behülflich seyn würde. Die Gesellschaft bezeigte diesem Vorschlag ihren lauten Beifall.

Nun ging es nach der Japanischen Insel Sjikoko, wo man sie nicht wollte landen lassen. Von da nach der Lekejischen Insel Usmá Ligon, wo sie sehr gut aufgenommen wurden, und wo acht von der Gesellschaft, Russen, zurückblieben. Von da nach der Insel Formosa, wo sie feindselig behandelt wurden, und wo Panow im Gefecht blieb. Endlich kamen sie den 21sten September zu Makao an. Hier starb Afanasia. Der unruhige Stefanow empörte sich von neuem, und, was für den Grafen sehr kränkend war, der Major Wynbladth unterstützte ihn. Erstern ließ

der Graf hier zurück. Aus der Reise nach Kanton ward nichts. Sein Schiff verkaufte der Graf an einen Portugallischen Kaufmann für neun tausend Piaster (ungefähr 13500 Reichsthaler Konvenzionsgeld) und bedung für sich und seine Gefährten auf einem französischen Schiffe für hundert und fünfzehn tausend Livres (ungefähr 28750 Rthlr. K. G.) die Ueberfahrt nach Frankreich. Hier fand er seinen Oheim den Grafen von Benjow, Befehlshaber des Schloßes und der Stadt Bar. Er ließ seine Gattin aus Ungarn holen; sie kam ohne ihren Sohn, denn dieser starb gerade, wie des Grafen Bote anlangte. Der Minister, Herzog von Aiguillon, gab ihm ein Infanterie-regiment; er nahm es an unter der Bedingung, daß man ihn zur Anlegung von Niederlassungen jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung gebrauchen sollte. Man schickte ihn zu dem Ende nach Madagaskar. Die Niederlassung kam zu Stande, aber der Graf zerfiel mit dem Minister, weil dieser die Einwohner von Madagaskar unterjochen, der Graf hingegen sie als freie Leute behandeln wollte. Zehn Völkerschaften dieser Insel erklärten ihn für ihr Oberhaupt. Er kehrte im December 1776 nach Frankreich zurück,

rück, seine Ehre zu retten und den Vortheil der Völker, die ihn zu ihrem Regenten angenommen hatten, zu befördern. Die Verfolgung des französischen Ministeriums nöthigte ihn in kaiserliche Dienste zu treten, worin er aber nur zwei Jahre blieb, weil der Kaiser ihm zu Erfüllung seiner Verbindlichkeiten gegen die Madagaskarer nicht behülflich seyn konnte. Darauf wandte er sich zu diesem Behuf an die Regierung von England, aber vergebens. Nun ging er nach Baltimore in Maryland, einem von den nordamerikaischen Freistaten, wo ein angesehenes Handelshaus an seinem Plane Theil nahm und ihm ein Schiff gab, womit er nach Madagaskar zurückkehrte. Seine Gemahlin, die schwanger war, blieb in Amerika zurück. Der Graf kam bald nach seiner Ankunft in Madagaskar im August 1785 in einem Gefechte, man weiß nicht, ob mit Franzosen oder mit Eingebornen, um.

So endigte sich das Leben dieses merkwürdigen Mannes.

Braunschweig,
gedruckt bei Ernst Wilh. Gottl. Kircher.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Fortsetzung der Campischen Reisebeschreibungen für die Jugend aus dem Englischen von neuem frei übersetzt und abgekürzt

Bd.: Zweiter Theil

Braunschweig 1795

Paed.pr. 615-14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759425-8
VD18 80358772